17/1986 PREIS 0,80 M

ISSN 0427–5217

FREIE Welt

David kontra Goliath

Bewährung für einen rechnergestützten Arbeitsplatz im Kabelwerk

Geburtsort: Karasee

Karina Wassiljewa – Frau mit zwei Leben

Mit Eleganz und gut behütet:

Mei Lin in Moskau

Repräsentative Ausstellung der Volksrepublik China im Sokolniki-Park

★ Inhalt

★ Im Blickpunkt

Wirtschaft
Mehr Kabel in kürzerer Zeit im KWK **Seite 4**

Kulturdenkmal
Käsong – einstiges Zentrum der Korjo-Dynastie im Korea von heute **Seite 10**

Nachrichtenmagazin **Seite 12**

Zwei Leben der Karina Wassiljewa
FW-Besuch beim einst berühmtesten Baby der Sowjetunion **Seite 16**

mobile
Aus der Werkstatt der Auto-Designer **Seite 24**

Memoiren
Die Reisen des Weltumseglers Adam Johann von Krusenstern **Seite 26**

Serie
Heute und morgen in unserer Stadt: Treffpunkt Schuhgasse Gera **Seite 28**

Leseraussprache
Stammkundschaft – Sowjetliteratur **Seite 30**

Technische Denkmale
Prager Wassertürme **Seite 32**

Erzählung
Valentin Rasputin: „Mama ist fort"; Viktoria Tokarewa: „Der Abstecher" **Seite 34**

Humor **Seite 36**

Rätsel **Seite 38**

Kinderserie
Das Tierhäuschen **Seite 40**

Wissenschaft
Werkstoffe der Zukunft **Seite 42**

Leserforum **Seite 44**

Bildende Kunst
Ilja Repin **Seite 46**

Sport
Die Grand-Damen der Leichtathletik-Saison **Seite 48**

Gebügeltes Huhn und Flugzeug-Poster
Aus dem FW-Solidaritätsangebot der Berliner Journalisten **Seite 50**

Mode
Saizews klassischer Herbst **Seite 52**

Titelfoto:
Volkmar Billeb fotografierte im Moskauer Sokolniki-Park dieses chinesische Mannequin (siehe auch Seite 13).

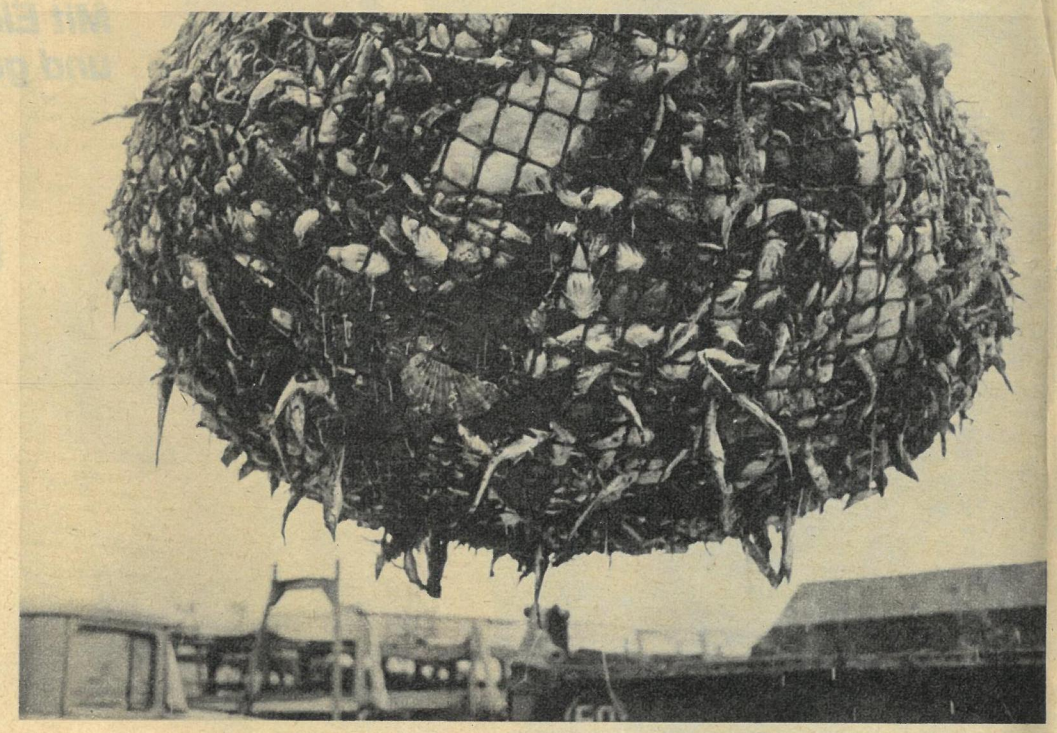
Redaktionsschluß für dieses Heft **11. 8. 1986**

Die

Das Meer ist seit dem Morgen drauf und dran, Land und Leute zu verschlingen. Die von der Felsenküste des Pazifik (Foto oben) hochziehenden Nebelbänke haben sich mit dem Dauerregen zu einer undurchdringlichen Wand vermischt. Hinter den dreifachen, längst schon nässetriefenden Fenstern unseres kleinen Hotels läßt sich die Siedlung (Foto rechts) nur noch erahnen. Wir sitzen wohl für Tage fest in Jushno Kurilsk, dem Zentrum von Kunaschir – der „Schwarzen Insel", wie sich dieser Name für die südlichste unter den Großen Kurilen nur zu passend aus der Sprache der Ureinwohner, der Ainus, übersetzen läßt.

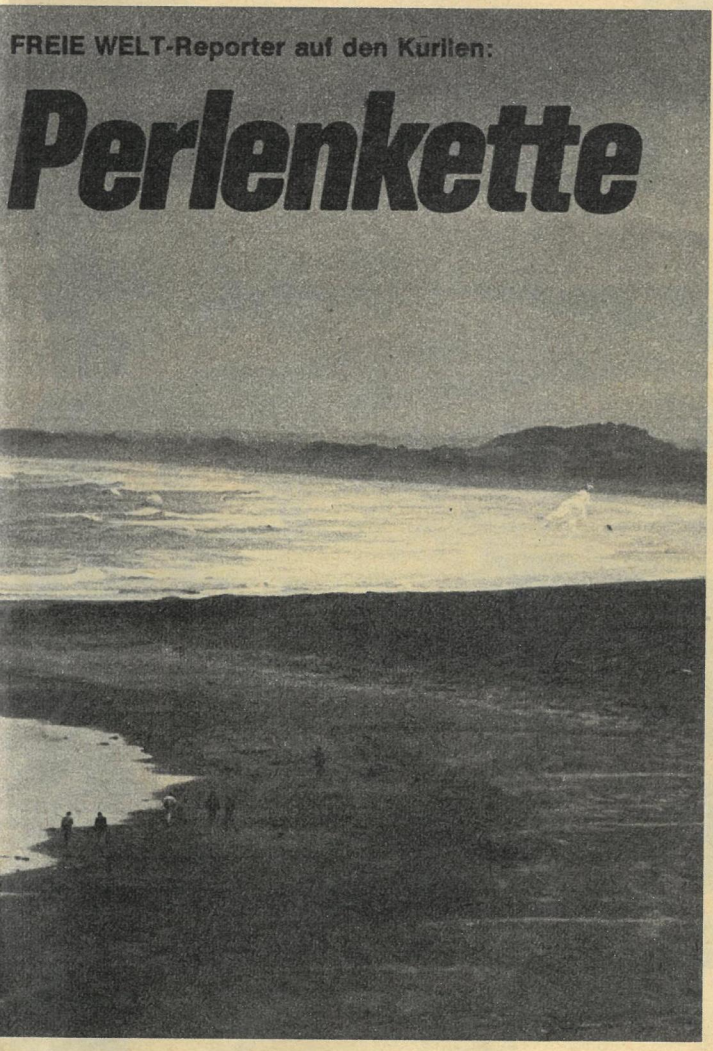
Der Stille Ozean tobt mit dem Sturmtief über die Insel hinweg, als solle in diesem Jahr der Herbst ausfallen. „Hier gibt es kein Klima im europäischen Sinne, nur eine Art Wetter, das von Stunde zu Stunde umschlagen kann – je nach der Laune des Meeres", schrieb der russische Seefahrer und Forschungsreisende Wassili Golownin. Im Jahre 1811 wurde er übrigens an der schmalen Wasserstraße, die Kunaschir von Hokkaido trennt, von den Japanern in einen Hinterhalt gelockt und lange Zeit gefangengehalten, weshalb dieses Gebiet auf den russischen Karten einst als „Bucht des Verrats", international heute aber als Golowninbai bezeichnet wird. Von dem sagenhaften Atlantis hat wohl jeder schon gehört, aber nur wenige wissen von dem uralten Land Ochotien, das einst vom Meer verschlungen wurde und aus dessen Wogen die Kurilen wie eine Perlenkette Poseidons aufstiegen. Allerdings sind einige dieser „Perlen" fünfzig bis hundert Kilometer lang und eine von ihnen sogar zweihundert! Langjährige Beobachtungen haben gezeigt, daß sich die Inselgruppe der Kurilen wie ein Schiff verhält, das gegen den Pazifik ankämpft. Wenn der Meeresgrund bebt, werden die nördlichen Inseln angehoben, während die südlichen absinken und die mittleren einen „chaotischen Tanz" aufführen. Ebbe und Flut, das Sinken und Ansteigen des Wasserspiegels, treten im Stillen Ozean und im Ochotskischen Meer nicht gleichzeitig auf. So strömt das Wasser immer wieder mit gewaltiger Kraft durch die siebzehn Breschen der Inselkette – und dann zurück. Wo diese Strömungen aufeinanderstoßen, wandern riesige Schwärme von Fischen hin und her: verschiedene Lachsarten, wie beispielsweise der sibirische Lachs, die Keta oder die Gorbusche, die silberschuppigen Sardinenarten der Iwassi, die häßlichen und mißgestalteten Kaulköpfe, die Seebarsche und die flachen Flundern, die den Fischern dann ins Netz gehen (Foto unten).

Fischfang und -verarbeitung sind deshalb der Hauptwirtschaftszweig auf Kunaschir und machen über neunzig Prozent der Produktion dort aus. Heute



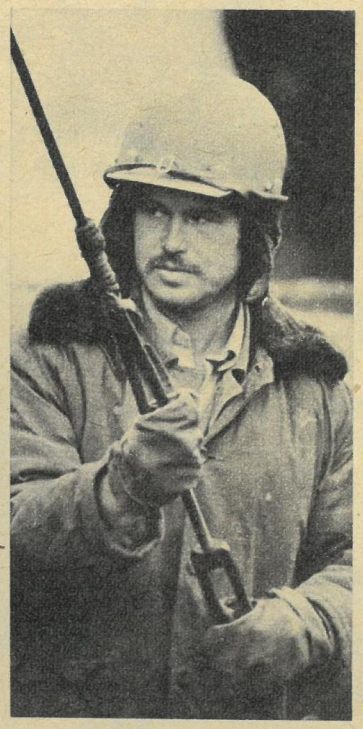
FREIE WELT-Reporter auf den Kurilen:

Perlenkette



ist eine moderne Fischfangflotte aufgebaut und sind Fischverarbeitungskombinate errichtet worden. Hochwertige Konserven für das In- und Ausland zu liefern, ist eine der Aufgaben, mit der man auf Kunaschir zur weiteren Intensivierung der Wirtschaft und der rationelleren Nutzung der Naturreichtümer beitragen will, wie es jetzt Michail Gorbatschow auf seiner Fernostreise für diese Region gefordert hat.

Dietrich Pätzold (Text)
Volkmar Billeb (Fotos)



Der Zeiger zeigt zwölf

von
Karl-Eduard
v. Schnitzler

Der arme Botha: „Verräter“ und „Ausverkäufer“ schmäht man ihn und wirft in seine Versammlungen Stinkbomben. Es sind nicht Apartheidgegner, die da protestieren. Sie nennen sich „Sturmjäger“, „Brandwachen“ oder „Weiße Söhne“, sind politisch formiert in der „Konservatiewe Party“ und der „Herstigte Nasionale Party“, sitzen im Parlament Südafrikas, die fanatischste „Afrikaaner Weerstandsbewegung“ schmückt sich mit Hakenkreuz-Varianten und tritt zur Wahl gar nicht an; diese Buren fordern die Wiederherstellung einer „Weißen Republik“. Und allesamt brachten in den letzten 20 Monaten mehr als 1500 Schwarze um.
Ist der von ihnen beschimpfte Botha ein „Reformer“, ein „behutsamer Überwinder der Apartheid“? Er hat Mischlingen und Indern das Wahlrecht eingeräumt, aber den Schwarzafrikanern, die 75 Prozent der Bevölkerung ausmachen, nicht. Er hat „Mischehen“ gestattet, aber gemeinsames Wohnen, Sitzen auf Parkbänken, Fahren in Verkehrsmitteln bleiben verboten, und die Kinder dürfen nicht in „weiße“ Schulen.
Botha hat im April das Paßgesetz für Schwarze abgeschafft, aber zum Verlassen ihrer Gettos brauchen sie noch immer eine besondere Genehmigung. „Vorsichtig“ wolle er eine „geordnete Urbanisierung“. 34 Gesetze und Verordnungen, die Schwarze zu Fremden im eigenen Land machen, „landeten auf dem Apartheid-Friedhof“, so der Johannesburger „Star“.

Botha – „der Reformer“? Nach der Landverteilung werden den 75 Prozent Schwarzen nur 13 Prozent des Territoriums zugesprochen – als „Heimatländer“, sprich: Gettos. Die Trennung von Wohngebieten nach Hautfarben bleibt unangetastet. Weitere „Reformen“ wollen die Apartheid-Fanatiker „notfalls mit Krieg“ verhindern: „Bevor jeder Kaffer und Pavian tun und lassen kann, was er will, werden wir uns gegen Botha wehren.“

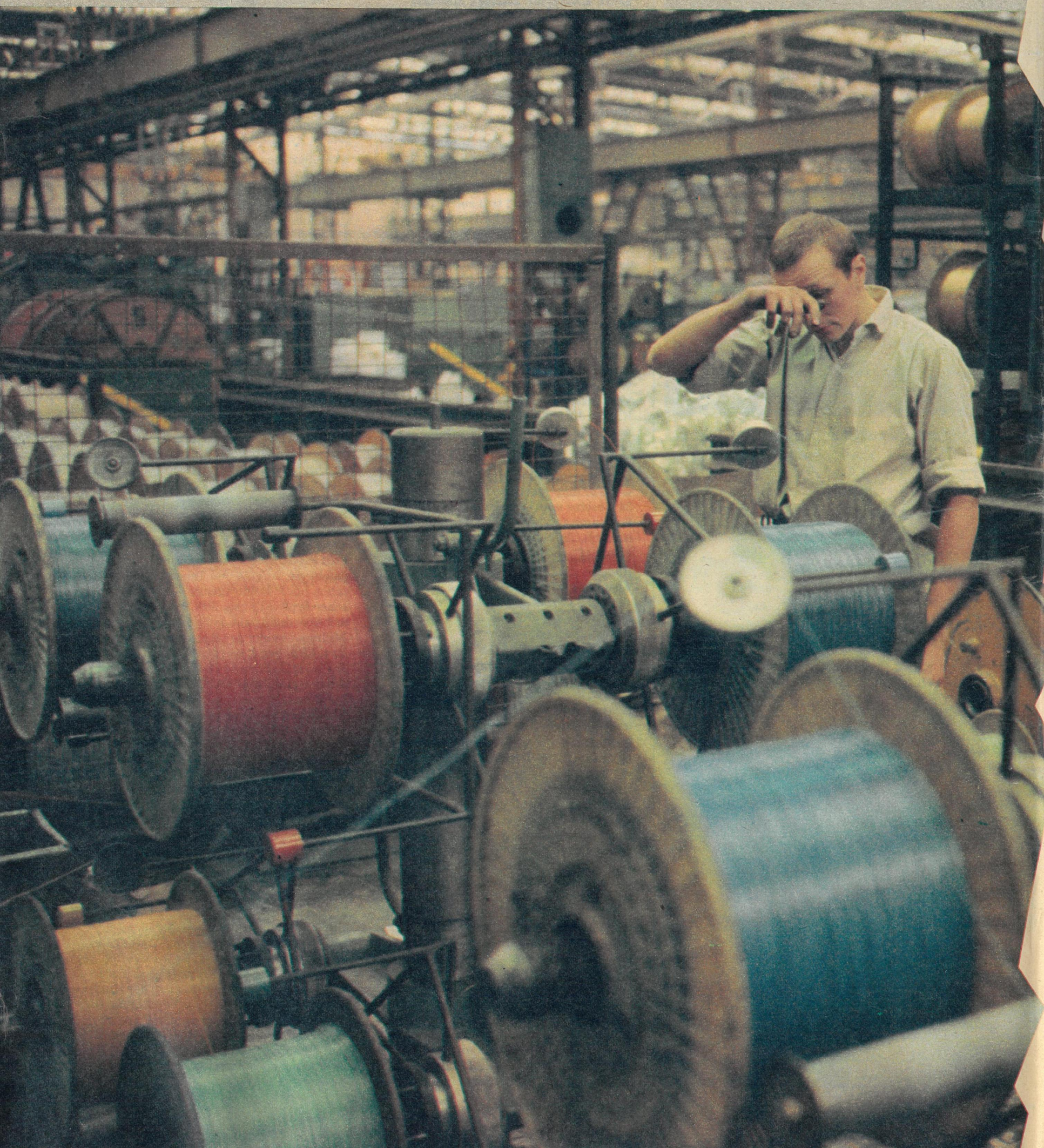
Botha kann also nicht. Seine „Opposition“ läßt es nicht zu? Botha will nicht! Seine rechten Freunde und Gesinnungsgenossen liefern ihm den willkommenen Vorwand, nichts zu tun. Im Gegenteil: Er zieht die Zügel noch straffer an, läßt seine mordgierigen Polizisten wie die schießwütige Soldateska noch blindwütiger auf die schwarzen Südafrikaner los. Täglich fließt Blut. Stündlich füllen sich Gefängnisse.
So geht es nicht weiter! Das sagen Regierungen, Kirchen, Parlamente, internationale Gremien, das britische Commonwealth. 300 Geistliche sind eingekerkert. Weiße sind bewaffnet und trainieren verräterische und gekaufte Kollaborateure das Schießen auf Schwarze. In den Schulen herrscht Terror, und Journalisten dürfen nicht mehr fotografieren, filmen und berichten. In Südafrika habe man „noch die Mentalität der Vortrecker, die einst das Land eroberten; hier wird Politik als rücksichtsloses Durchsetzen der eigenen Politik verstanden; Sturheit“ sei „ein wesentliches Element; alles andere wird als Schwäche ausgelegt“. Und: „Daß dieser Weg der falsche Weg war, das werden die Buren wohl erst dann begriffen haben, wenn sie vollends ins blutige Chaos hineingeschlittert sind“, ringt sich das bänglich-ahnungsvolle „Zweite Deutsche Fernsehen“ ab.

Präsident Reagan erklärte sich erneut gegen politische und wirtschaftliche Sanktionen. Und er forderte „ein Ende des Apartheid-Systems“. Aber wie? Seinen Reklamegag eines schwarzen US-Botschafters in Pretoria ließ er über Nacht wieder fallen. Einen „Dialog“ mit Botha will er und verspricht „eine Politik des konstruktiven Engagements“. In der (west-)Europäischen Gemeinschaft konnte man sich über Sanktionen nicht einigen. Die Commonwealth-Staaten konnten Großbritannien nur zu einigen kosmetischen Zugeständnissen bewegen.

Das Botha-Regime steht mit dem Rücken zur Wand. Ohne die Unterstützung durch imperialistische Kreise wären seine Tage längst gezählt. Völkerrechtlich legitime Sanktionen würden Pretoria binnen kurzem zwingen, den Staatsterror aufzuheben und der Bevölkerungsmehrheit ihr Recht zu geben. Man sagt im Westen, Sanktionen würden zuerst die schwarzen Südafrikaner und dann die Nachbarländer treffen. Aber Botswana, Swaziland und Lesotho winden sich schon heute im Würgegriff Pretorias. Simbabwe, Sambia, Moçambique, Angola und Tansania sind schon heute Leidtragende südafrikanischer Erpressungspolitik. Trotzdem muß der Apartheidstaat das erfahren, was er Millionen seiner schwarzen Bürger antut: Er muß gebannt werden!
Die südafrikanische Befreiungsbewegung ANC, Namibias SWAPO, die Nichtpaktgebundenen, viele andere Staaten, die UNO-Weltkonferenz gegen die Apartheid in Paris und zu Namibia in Wien, der OAU-Ministerrat, hochrangige Politiker des Commonwealth, westliche Gewerkschaften, das Gipfeltreffen in Harare, die Mehrheit des US-Repräsentantenhauses und des Senats, von den sozialistischen Staaten ganz zu schweigen – einstimmig steht die Forderung im Raum: Es gibt keine Alternative zum Bann über Pretoria, zu politischen und wirtschaftlichen Sanktionen! Nicht Sanktionen, sondern der Fortbestand des Rassistenregimes legt den Völkern im Süden des afrikanischen Kontinents unsägliche Opfer auf: ökonomische Lasten, politische Erpressung, Unterdrükkung, Verfolgung, Überfälle, Krieg! Der weltweite Bann über Pretoria wird Mord und Gewalt, politischer und sozialer Unterdrückung ein rasches Ende bereiten, wenn die Investitions-, Waren- und Waffenströme an das Rassistenregime versiegen und seine Exporte eingestellt werden. Wenn es nicht schon zu spät ist. Die Zeit ist überreif.

Ran an

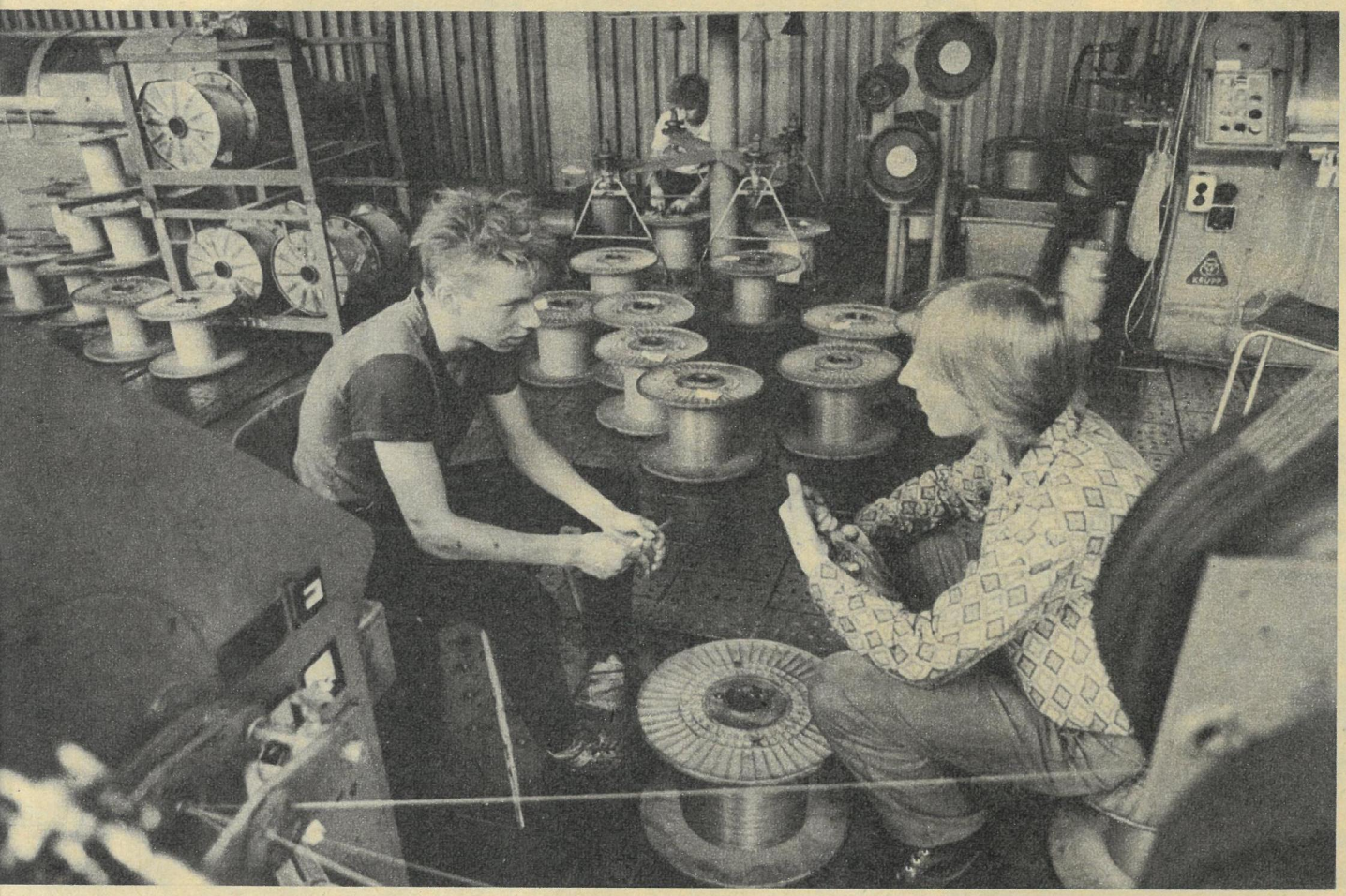
Rund um einen rechnergesteuerten Produktionsbereich im Kabelwerk Köpenick. Ein Bericht von Klaus Hurrelmann (Text) und Volker Hohlfeld (Fotos).



die Schallmauer

„Fast 'ne Schallgrenze", sagt man im KWK, wenn über das gesprochen wird, was die neue Maschine schafft. Schallmauer: Der Begriff aus dem Flugwesen steht für Spitzenwerte, die neue Leistungsbereiche eröffnen. So ist das da, wo Fred Handlos arbeitet, der junge Mann auf unseren Fotos. Die Anforderungen an ihn haben sich gründlich verändert. Vieles ist leichter geworden. Aber es gibt auch noch etwas, das ihm den Schweiß auf die Stirn treibt...

Ran an die Schallmauer



Lehrlinge: Andreas Maikles (linkes Foto, rechts) und Thomas Kunzelmann sind Zeugen grundlegender technologischer Umwälzungen und müssen sich darauf einstellen.

Kupferdraht, noch nicht isoliert: Da stehen aufgerollte Werte aufgereiht. Die neue Maschine nutzt spürbar besser das eingesetzte Material (Foto rechts).

Wenn Fred Handlos zur Arbeit geht, ist eigentlich alles wie eh und je. Natürlich, er kommt nicht mehr aus Treptow, sondern jetzt aus Marzahn, wo seine Familie eine Neubauwohnung bekam. „Unser Kleener, achtzehn Monate alt, kriegt das zwar noch nicht mit, hat aber das meiste davon, nämlich ein eigenes Zimmer", sagt der 26jährige Anlagenfahrer.

Er kommt also zum Schichtwechsel durchs Fabriktor des Kabelwerkes Berlin-Köpenick (KWK), lenkt wie gewohnt seine Schritte zur Garderobe. Da zieht er sich die Arbeitsklamotten an und geht in die Halle, in der die Fernmeldekabel gemacht werden. Das kann zur Frühschicht morgens um sechs sein oder zur Spätschicht um 14 Uhr oder zur Nachtschicht abends um 22 Uhr. Immer noch dieselbe Halle. Aber an eine neue Maschine geht er.

Ein David unter Goliaths

Die hat das an sich, was moderne Maschinen so an sich haben. Sie ist unverwechselbar die unscheinbarste in der ganzen Halle. Blaugrau gestrichen, rundum verkleidet, ein paar Sichtfenster in den Stahlblechhüllen, ein David unter Goliaths. Die anderen, die Altvorderen, machen mächtig was von sich her. Das rattert und rumpelt, wirbelt und zwirbelt, das macht sich breit und lang – und bringt doch nicht annähernd so viel wie der Zwerg, der erst vor ein paar Wochen seinen Platz inmitten von ihnen zugewiesen bekam. Zu ihm also geht Fred Handlos. Und wenn er seinem neuen Arbeitsgerät auch nicht gerade zublinzelt, besondere Blicke gönnt er ihm doch. Auch bei jeder alten Huddel sieht ein erfahrener Arbeiter, daß sie normal läuft. Aber die Neue, die gibt auf einem grünleuchtenden Bildschirm fast alles von sich preis. Ein rechnergestützter Produktionsabschnitt. Freds CAM-Arbeitsplatz. Ein Computer hat hier wesentliche Funktionen des Menschen übernommen. Fred nicht, wohl aber „seine" Maschine hat unlängst Schlagzeilen gemacht. Sogar in der zentralen Presse. „Rechner sorgt für rationellere Kabelproduktion", lautete eine. Und der Mensch neben der Maschine, wie wird er damit fertig?

Im Gegenteil, im Gegenteil

So schwer fiel es nicht, den Menschen in der Köpenicker Werkhalle trotz des Übergewichts teilweise gewaltiger Kabelmaschinen zu entdecken. Fast überall muß er mit zupacken, oft noch mit beachtlichem Muskelspiel.

Wer wollte darüber streiten, daß Telefone nützliche Geräte sind? Ohne die Kabel jedoch, die sie miteinander verbinden, bleiben sie Schaustücke. Das Tempo der Fernmeldekabelherstellung muß wachsen, um den Bedürfnissen besser gerecht zu werden. Nicht durch den Schweiß der Arbeiter. Im Gegenteil. Mehr, aber Qualitätsabstriche? Im Gegenteil. Nach dem „alten Stiebel" geht das nicht. Im Gegenteil.

So bekräftigen die Köpenicker die Feststellung des XI. Parteitages der SED, daß die DDR als entwickeltes sozialistisches Industrieland „die Arbeitsproduktivität mit Hilfe der Technik unserer Zeit in bisher nicht gekanntem Maße zu steigern vermag".

Das KWK ist Alleinhersteller von Fernmeldekabeln in unserer Republik. Die Deutsche Post ist Hauptkunde. Und rund die Hälfte der Köpenicker Produktion geht in den Export, vor allem in die Sowjetunion. Deren Außenhandelsbetrieb Rasnoimport hat einen konstanten Anteil gebucht. Eine sichere Bank? Wenn der Produzent mit seinem Erzeugnis den Anschluß an internationale Trends verliert, wenn er im wissenschaftlich-technischen Fortschritt außer Tritt zu kommen droht, nützt auch die beste Freundschaft nichts. Auch der Freund muß sich dann dort versorgen, wo er die beste, zeitgemäßeste Ware erhält...

Das sind derzeit bündelverseilte Kabel. Wir wollen hier nicht das „Strickmuster" erklären, doch die Produktivität bei ihrer Herstellung ist weitaus höher als beim traditionellen Lagenverseilen, das in Köpenick lange die beherrschende Technologie geblieben war. In der Industrie aber darf keine andere Tradition gelten als: Immer auf der Höhe der Zeit bleiben, das Tempo mitbestimmen!

Das wissen die Köpenicker. Bündelverseilte Kabel lassen sich zudem durch bessere Erkennbarkeit der einzelnen Adern einfacher montieren. Bündelverseilte Kabel machen es den Telefonarbeitern leichter, die unter den Zelten am Straßenrand „knüppern". Schließlich sind bis zu 2400 dünne bunte Drähte (die Adern nämlich) gut auseinanderzuhalten, um gut miteinander verbunden werden zu können. Solche Kabel fordert zunehmend energisch die Volkswirtschaft. Und Handel heißt Nehmen und Geben. Heinz Wittstock, Meister in diesem Bereich, sagt: „Für die Isolierungen und Ummantelungen unserer Fernmeldekabel verwenden wir ausschließlich Stoffe, die auf der Basis von sowjetischem Erdöl entstehen. Ohne diese Lieferungen würden wir ganz schön alt aussehen."

Ein bißchen aus der Schule geplaudert

Unser Mensch an der Maschine heißt also Fred Handlos. Er ist nicht allein. Denn die Maschine wird dreischichtig gefahren, wie sich das für moderne, hochproduktive Anlagen gehört.

Fred hat ein bißchen aus seiner Schulzeit geplaudert: „Da war ich eigentlich ziemlich faul, nicht gerade Spitze. Hab mich um kaum was gekümmert, auch nicht um 'ne Lehrstelle. Die Zeit zum Suchen wurde knapp. Bin dann mit 'nem Schulfreund ins KWK, der hatte einen Termin..."

Fred stellte fest: „Naja, so schlecht ist es hier gar nicht. Gut verdienen kann man auch."

So wurde er Kabelwerker. „Da drüben in dem Raum, wo die kleinen ‚Vierer' stehen, da hab ich ausgelernt. Vier Adern auf einmal, mehr passiert da nicht."

Aber da war einer, der machte ihn neugierig auf die Zukunft, Meister Wittstock: „Wenn du von der Armee zurückkommst, kannst du an einer Grundbündelverseilmaschine arbeiten!"

Damals hatte das KWK nämlich gerade neue Maschinen erhalten, Bündelverseilmaschinen. Sie taten seinerzeit ausgezeichnet das ihre. Doch auch Maschinen altern, sind

Ran an die Schallmauer

irgendwann „moralisch verschlissen". Sie können zwar noch alles, wofür sie gebaut wurden, aber das reicht dann einfach nicht mehr. Es geht nicht mehr schnell genug, auch nicht in der geforderten Qualität. „Wir brauchten einfach bessere technologische Voraussetzungen", sagt Heinrich Lehmann, Entwicklungsingenieur mit der Statur eines Modellathleten und auch sonst im wahrsten Sinne leistungsbeflissen, „um unsere Aufgabe zu erfüllen." Lehmann, einer von denen, die sich daranmachten, das Nadelöhr Verseilung zu weiten.

Die Zeit drängte!

Praktiker und Hochschulwissenschaftler taten sich zusammen. Die Partner: SKET, das Magdeburger Schwermaschinenbaukombinat „Ernst Thälmann", das Kabelwerk Köpenick und die Technische Hochschule „Otto v. Guericke" in Magdeburg. Ende 1983 war die Aufgabenstellung mit allen Parametern fixiert: Entwicklung einer hocheffektiven rechnergesteuerten Bündelverseilmaschine.

Was dabei herauskam, hat besagte Schlagzeilen gemacht. Jürgen Winkler, Leiter der Jugendbrigade „Karl Frank", zu der Fred Handlos gehört, war öfter in Magdeburg. Die haben ihn dort gefragt, wie sie das und jenes realisieren sollen, auch vom Arbeitsschutz her. Wenn er wiederkam, hat er allerhand erzählt und die anderen neugierig gemacht. Dann kam die Neue aus Magdeburg, schneller als erwartet. „Eine Entwicklungszeit von zwei Jahren", sagt Fred, „das hat uns beeindruckt." Sie wurde mit einem Anlagenteil, dessen Entwicklung das KWK übernommen hatte, vereint.

Schon der Start hat Aufsehen erregt. Die Anlage ist weitgehend fundamentlos konstruiert. Es waren also keine aufwendigen Betonierungsarbeiten nötig. „Normalerweise", sagt Heinrich Lehmann, „kann es vier Monate dauern, bis so was steht und funktioniert. Durch die gute, parallele Entwicklungsarbeit der drei Partner aber war alles perfekt aufeinander abgestimmt. Zwei, drei Kilometer fabrizierten wir Ausschuß, dann wurde bereits produziert!"

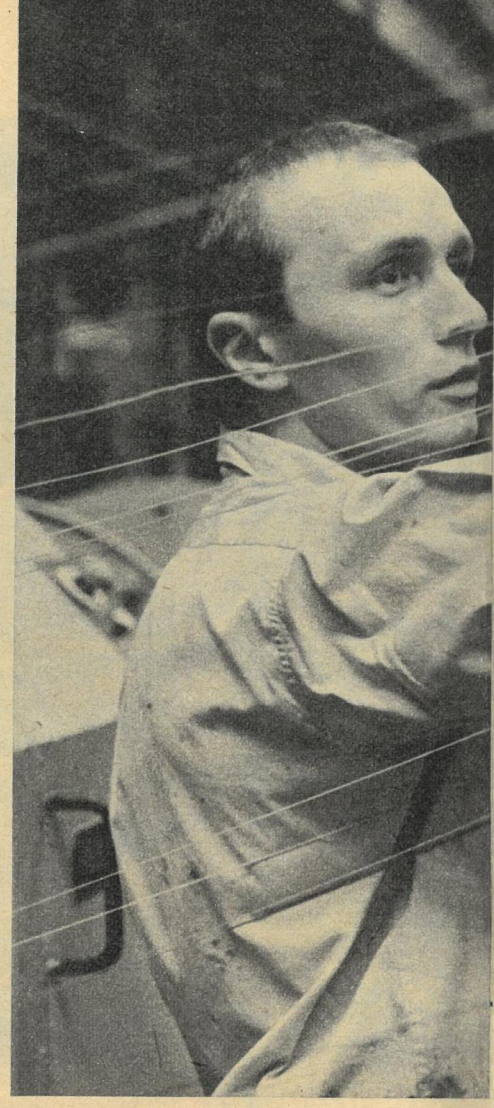
Tage, an die sich Fred Handlos nicht sonderlich gern erinnert. „Da tummelten sich hier haufenweis Leute, Schlosser, Ingenieure, Elektroniker, Wissenschaftler. Ich kam mir vor wie ein Schauspieler oder wie bei 'ner Prüfung. Aber sie waren ja wichtig, um mich und meine Kollegen einzuweisen. Nach drei, vier Tagen hatte ich das Wesentliche kapiert", sagt Fred heute und rundheraus: „Das Ganze ist 'ne Wahnsinnsmaschine."

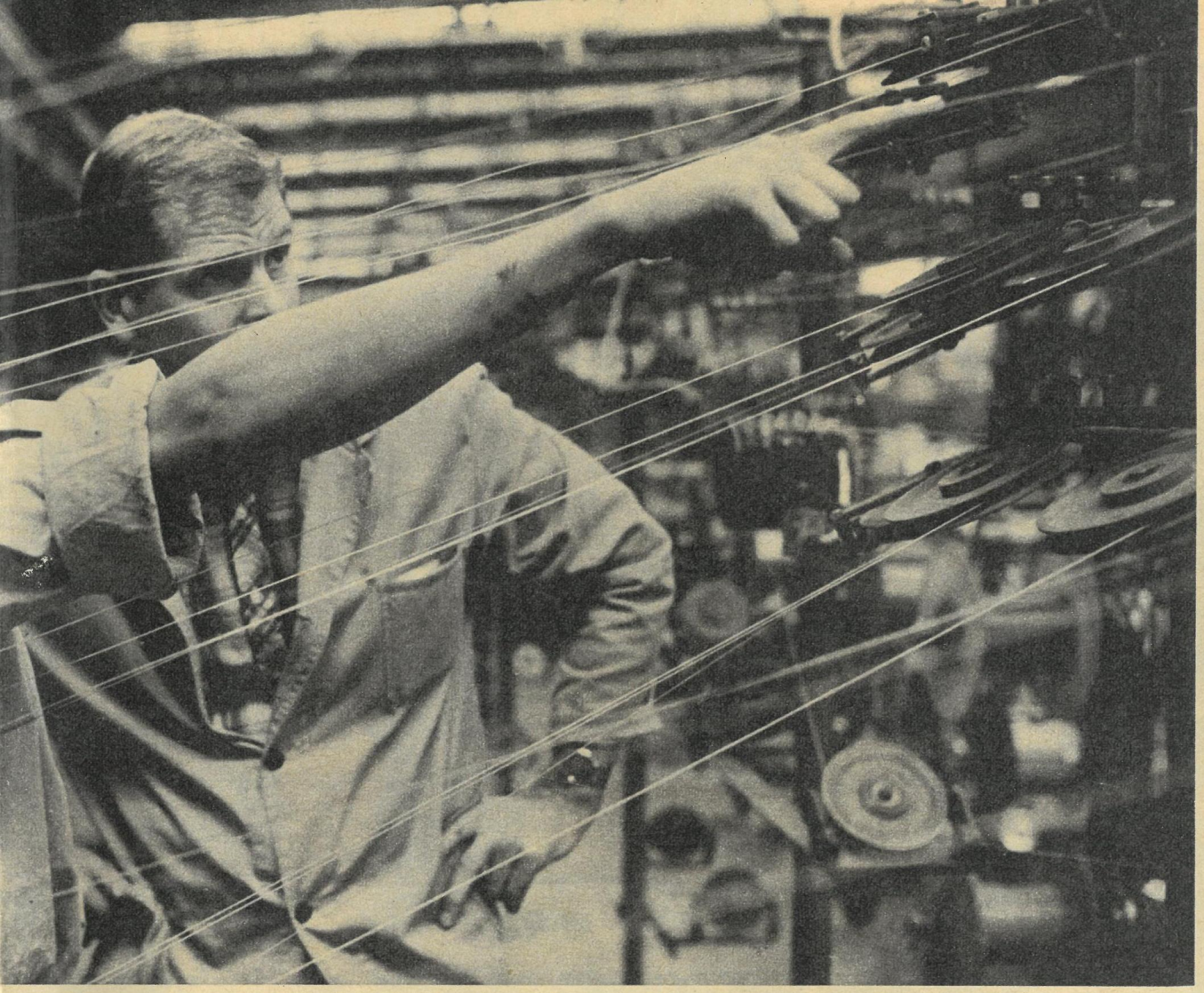
Die Schallmauer des Verseilens

Damit meint er die Schallgrenze, an der die Maschine rüttelt. Ein neues, in der DDR entwickeltes Verseilprinzip bringt einen rund fünfzigprozentigen Geschwindigkeitszuwachs. Bei steigender Qualität, weil die Zahl der Aderrisse durch geringere Beanspruchung auf ein Fünftel sinkt.

„Bisher technologisch bedingte Ausfallzeiten werden nicht mehr in Anspruch genommen und auf diese Weise zusätzlich mehrere hundert produktive Stunden gewonnen", erläutert Heinrich Lehmann.

Die Schallgrenze: Die Maschine könnte so viel hergeben, daß die Technik, die das produzierte Kabel





Der Fadenzug bremst noch: Aber Forschungsingenieur Heinrich Lehmann ist dran am Problem. Jetzt ist das der Bereich, wo Fred Handlos beim Wechseln der 36-Kilo-Spulen noch tüchtig in Schweiß gerät ...

Wenn die neue Bündelverseilanlage mal Einblick in ihr Innenleben gewährt, gibt es immer Neugierige.

aufwickelt, nicht mehr hinterherkäme wegen der entstehenden Fliehkräfte.

Lassen wir uns von Fred Handlos schildern, was die neue Anlage besser vermag als ihre Vorgänger: „Viele Funktionen überwacht sie einfach selbst. Horcht in sich rein und sagt mir klipp und klar alles, was los ist. Durch den Rechner, die Elektronik."

Zum Beispiel die Fadenrißkontrolle. Früher lag diese Fehlerquote bei etwa 40 Prozent. Durch das neue Verseilprinzip sank sie auf etwa 8 Prozent. Und die Maschine ist flexibel, das heißt leicht umrüstbar für verschiedene Kabeltypen. „Ich brauche dann keine Antriebszahnräder und Keilriemen mehr zu wechseln wie früher, sondern das Notwendige erledigt der Rechner für mich."

Fred Handlos „redet" über den Kontrollbildschirm mit dem Computer. Das heißt, er kann die notwendigen Informationen sofort abfragen. Fünf verschiedene Bilder gibt der zum besten, damit alles zum besten läuft. Besser und zuverlässiger als der Rechner könnten es Fred und seine Kollegen niemals. Sie ziehen den Hut vor den Leuten, die dem Computer so was eingegeben haben.

Ungefragte Auskünfte

Der Computer gibt auch ungefragt allerhand wichtige Hinweise. Zum Beispiel schaltet sich die Maschine bei jedem auftretenden Fehler ab. Das taten auch ältere Modelle. Nicht so flink, aber sie taten es. Die neue aber gibt per Bildschirm sofort bekannt, was geschehen ist. Keine langwierige Fehlersuche mehr. Und sie sagt außerdem, was zu tun ist, damit es weitergehen kann. Wenn das erledigt ist und Fred den Knopf „Quittung" drückt, fängt sie von selbst an wieder zu arbeiten. Emsig wie ein Bienchen!

Fragt man Fred, warum gerade er unter denjenigen ist, die in der Jugendbrigade „Karl Frank" die neue Anlage fahren, zögert er zum ersten Mal mit der Antwort. Dann brubbelt er so was wie: „Det hängt woll mit der Einstellung zur Arbeit zusammen. Also, ich hab ungeheuer gelernt dafür. Und in den zwei Monaten, seit ich mit ihr zu tun habe, noch 'ne Menge mehr begriffen. Hab mich auch gründlich mit den Fertigungsunterlagen beschäftigt, bis ich Fragen stellen konnte, daß selbst Kollege Lehmann mit den Ohren geschlackert hat."

Das Bündelverseilen machen überhaupt nur junge Leute? „Find ich ganz normal: Neue Sachen, junge Leute! Ich war von Anfang an Feuer und Flamme."

Wenn die Maschine durchzieht, kann er sich schon mal ganz gelassen neben sie setzen, ab und zu einen Blick zum Bildschirm werfen, der ihm sagt: Bleib ruhig, es läuft. Aber leichter geworden sei die Arbeit noch nicht überall, stellt Fred fest. Was SKET gebaut hat, ist das Optimale. Nur die Ablaufgestelle, auf denen die Trommeln mit den Adern hängen, von denen die Maschine sich selbst mit Draht für die Kabel bedient, die sind noch nicht auf die mögliche Maximalgeschwindigkeit eingestellt. Das ist die Strecke, an der Heinrich Lehmann und seine Mitdenker jetzt knobeln. „Lehmann", meint Fred, „der ist ein total engagierter Mann. Am zweiten Tag hab ich mir ein bißchen beim Trommelwechsel die Finger gequetscht. ‚Stop!' hat er geschrien und eine Vorrichtung erdacht und anbringen lassen, die das künftig unmöglich macht. Überhaupt der Arbeitsschutz. An der Maschine kann ich kaum was falsch machen. Merkt sie was, bleibt sie prompt stehen."

Der Mensch wird größer

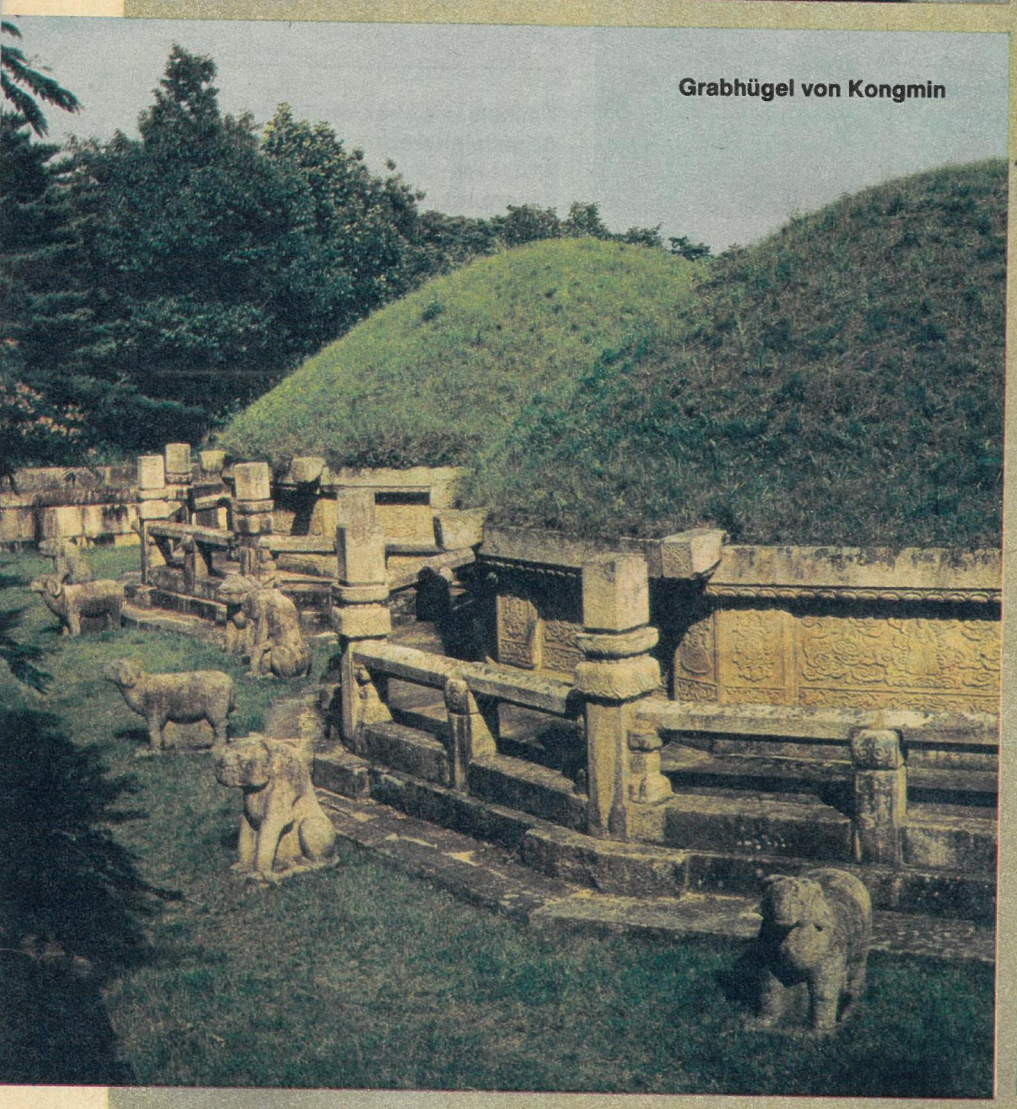
Die Kabelwerker haben 235 Monate lang kontinuierlich ihre Pläne erfüllt. Die tagtägliche Arbeit begründet, daß es so bleibt. Die Urlaubszeit macht das nicht gerade leicht. Doch sie haben es auch im Juli geschafft. Gleiches gilt für den Exportplan in die UdSSR. Er wird – das ist ebenfalls Ziel – stets bis 30. November erfüllt. Damit am Jahresende wirklich alles an Ort und Stelle ist. Bei den langen Lieferwegen! Insgesamt hatte das KWK-Kollektiv Ende Juni einen Planvorsprung von 2,8 Arbeitstagen in der Nettoproduktion herausgearbeitet.

Die Mitglieder der Jugendbrigade sind alle in der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft. Eine Brigade DSF. „Ist doch klar", kommentiert Fred, „die Sowjetunion ist unser Hauptkunde. Man will schon wissen, wie es da aussieht, wie man dort lebt. Wenn bei uns Dia-Vorträge über die Sowjetunion gehalten werden, geht man nach Möglichkeit hin."

Den Epilog spricht ebenfalls der junge Anlagenfahrer: „Ich finde, der Mensch wird größer neben einer solch modernen Maschine. Er muß sich doch bilden, ganz schön büffeln, damit er die Rechnersteuerung beherrscht. Im Kopf möcht man schon was haben dafür. Also, 'n Affen könnt ich nich trainieren, daß er det packt. Durchschnittswissen reicht nicht aus. Deshalb macht es mir Spaß. Und die Beschickung – das Problem lösen wir auch. Der Lehmann träumt sogar von 'nem Roboter, der das Trommelwechseln mal ebenso computergesteuert übernimmt wie das Verseilen. Das bleibt kein Traum, das kannste glauben."

Hannelore Weber, stellvertretende Brigadeleiterin, und Meister Heinz Wittstock: „Planverluste – das läßt unsere Arbeiterehre nicht zu."

Stadttor „Namdämun“



Grabhügel von Kongmin

Nahe der Demarkationslinie zu Südkorea liegt – am Fuße der Purpurberge – Käsong, eine der schönsten Städte des Landes, einst Zentrum der feudalen Korjo-Dynastie (918–1392), deren Bezeichnung in Europa schließlich zum Namen „Korea“ für die fernöstliche Halbinsel führte. Kunst, Kultur und Wissenschaft blühten in jener Periode. Zahlreiche Kulturdenkmäler, so zum Beispiel das kunstvoll bemalte südliche Stadttor „Namdämun“, künden noch heute von den Fähigkeiten koreanischer Baumeister des Mittelalters. Leider hat man in der Koreanischen Demokratischen Volksrepublik nur noch selten Gelegenheit, solche Schätze zu bewundern. Allzuviel ist den Bomben der amerikanischen Aggressoren zum Opfer gefallen. Käsong bildet die einzige Ausnahme, da sich hier in der Nähe der Sitz der Waffenstillstandskommission befand und dieses Gebiet zur neutralen Zone erklärt wurde. Nur deshalb sind hier noch typisch koreanische Wohnhäuser des vorigen Jahrhunderts, Tempel und Paläste in alter Pracht zu sehen. Die gesamte Altstadt steht unter Denkmalschutz und wird mit umfangreichen staatlichen Mitteln in ihrer traditionellen Form erhalten. Nur zwölf Kilometer vom Zentrum Käsongs entfernt beginnt heute die neutrale Zone am 38. Breitengrad. Die gelben Flaggen an unseren Autos berechtigen uns zur Fahrt in dieses Gebiet, in dem sich die Ortschaft Phanmundschom, Sitz der Waffenstillstandskommission, befindet. Hier wurden während des Krieges (1950–53) die Verhandlungen geführt. Am 27. Juli 1953 setzte US-General Clark seine Unterschrift unter die Waffenstillstandsurkunde. Damals erklärte er: „Ich bin der erste Kommandeur der US-Armee, der einen Waffenstillstand ohne Sieg unterzeichnet.“ Heute ist das Gebäude, in dem dieser historische Augenblick stattfand, Museum. Seinen Giebel schmückt eine weiße Friedenstaube.

Die Königsgräber bei Käsong

Außerhalb Käsongs, inmitten der zerklüfteten Purpurberge, liegen die berühmten Gräber des Korjo-Königs Kongmin (1353–1374), der ein begabter Maler gewesen sein soll, und seiner Gattin. Zwei vier Meter hohe, mit einer runden Steinfassung umgebene Grashügel bilden das Zentrum einer beeindruckenden architektonischen Anlage. In der Steinfassung sind im Relief Personen, die Königskrone und zahllose Wolken, die als Glückssymbol galten, dargestellt. Tiere aus Stein – abwechselnd Schafe und Bären – stehen als Wächter um die Gräber. Der Eingang zur Anlage wird auf jeder Seite von vier überlebensgroßen steinernen Wächterfiguren markiert. Sie stellen Beamte und Krieger jener Zeit dar. Die Grabkammern sind allerdings den Besuchern heute nicht mehr zugänglich, weil man die darin enthaltenen Wandmalereien schützen will.

Anne-Katrein Becker (Text)
Hans-Peter Gaul (Fotos)

Historischer Waffenstillstandsort

● Wörtlich

Da die internationale Lage kompliziert ist und in den USA die nuklearen Versuche fortgesetzt werden, muß der Sport die Menschen freundschaftlich vereinen. Diesen Zielen dienten auch die „Spiele des guten Willens" in Moskau.

Pele, Exfußballer, Brasilien

● Kurz berichtet

Die chinesische Schiffbauindustrie will in den kommenden fünf Jahren ihre Produktion nahezu verdreifachen. Das Land hat rund 500 Werften für Fluß- und Seeschiffe. Auf den größten können Schiffe mit mehr als 10 000 Tonnen Tragfähigkeit gebaut werden.

Auf einer Sondermesse in Havanna stellt die kubanische Lebensmittelindustrie 50 kalorienreduzierte Nahrungsmittel aus, vor allem Konditorwaren und Süßspeisen.

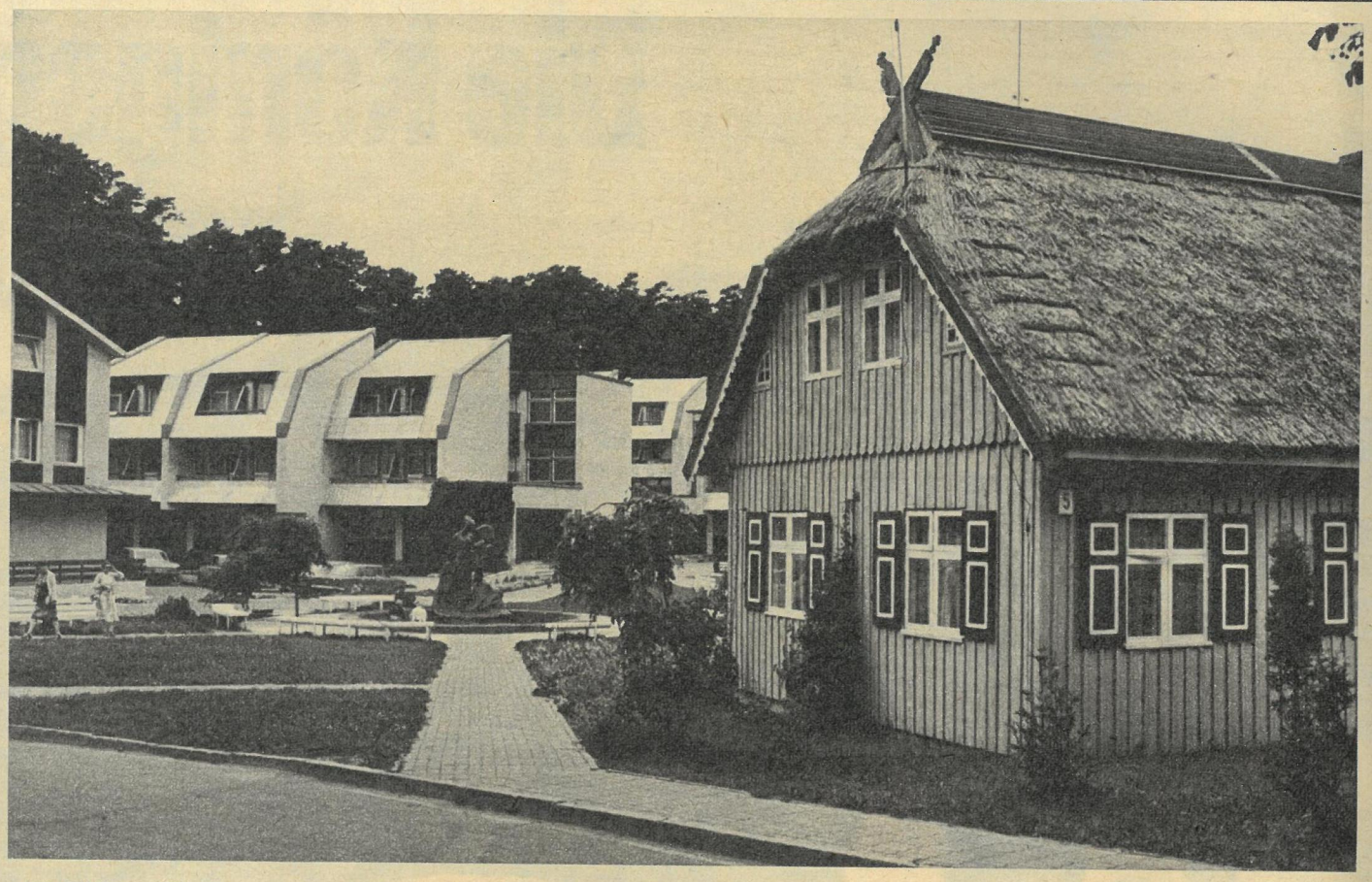
In diesem Jahr erhielten 2300 Studenten aus 96 Ländern Diplome an Moskauer Hochschulen. Insgesamt haben bisher 350 000 Ausländer eine Ausbildung in der Sowjetunion absolvieren können. Die Hälfte der Absolventen sind Vertreter junger Nationalstaaten Asiens, Afrikas und Lateinamerikas.

In Bulgarien gibt es zur Zeit 60 Naturreservate mit einer Gesamtfläche von über 16 000 Hektar. Mehr als ein Viertel des gesamten Waldbestandes steht unter Naturschutz. Zwischen Donau und Rhodopen wurden zum Beispiel 1589 hundertjährige und noch ältere Bäume gezählt.

An der Chemisch-Technischen Hochschule in Prag wurde eine Technologie entwickelt, die die Flüchtigkeit der Parfüms in Seifen und Waschmitteln verringert. Diese Erfindung wird bei rund 80 Prozent der in der ČSSR hergestellten Seifen und Waschmittel angewandt und hat bereits im Ausland Resonanz gefunden.

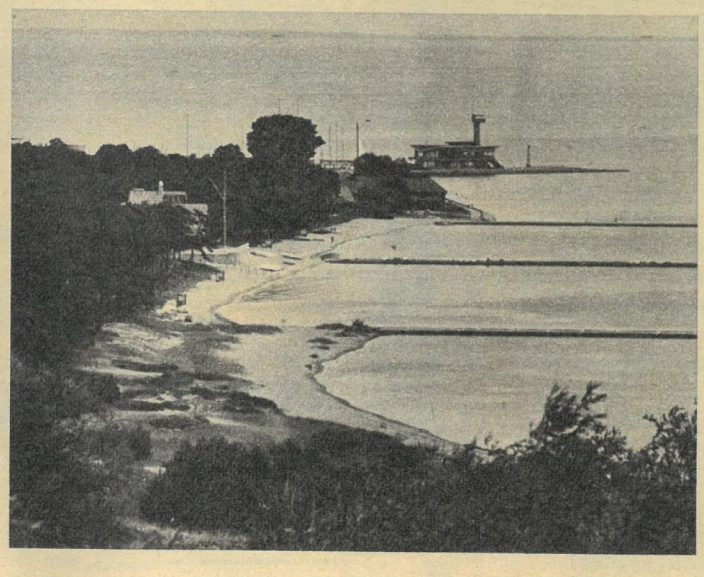
Die Kaspi-Heringe sind nach 30jähriger Schonzeit wieder für den Fang freigegeben worden. Die Bestände waren in den 50er Jahren rapide zurückgegangen. Ichthyologen hatten diesen Vorgang auf das Absinken des Wasserspiegels im Kaspischen Meer als Folge globaler Naturprozesse zurückgeführt. Zur Wiederherstellung des Herings-Hochs wurden z. B. Millionen Jungfische ausgesetzt.

„Quelle des Friedens" heißt ein neues Mineralwasser, das im mittelböhmischen Kurort Františkovy Lázně aus 60 Meter Tiefe kommt.

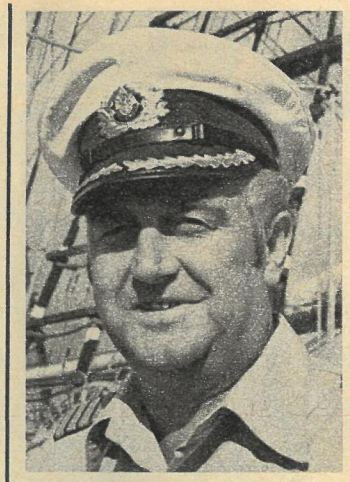


Nichts geht über Nida

Jeder, der von Klaipeda oder Kaliningrad über das Kurische Haff nach Nida kommt, sieht wohl als erstes die prüfenden Blicke der Milizionäre. Sie fragen nach dem Ferienscheck, den man hier zum Betreten des Mittelteils der Kurischen Nehrung benötigt. Der Grund: Das Gebiet Neringa (Litauische SSR) mit seinem Siedlungszentrum Nida ist streng behütete Naturschutzzone. So muß das Verhältnis zwischen der Zahl der Erholungsuchenden und der Größe und Eigenart der schmalen Dünenlandschaft zwischen See und Haff gewahrt bleiben. 95 Heime litauischer Betriebe gibt es hier, und die ganze Republik hat daran mitgebaut. Dabei mußten allerdings die Projektanten ihre eigenen Vorstellungen mit denen der Siedlungsväter in Übereinstimmung bringen. Der typische Stil eines Fischerdorfes sollte erhalten bleiben, die Neubauten mußten sich organisch einfügen – sowohl was die Höhe als auch die Farbgebung der Gebäude betrifft (unser Foto oben: Heim eines Elektronikbetriebes aus Vilnius). Und noch etwas kommt hinzu: Wer hier baut oder umbaut, muß auch etwas zur weiteren Verschönerung des Ortes oder für die Gastlichkeit tun. Nidas Territorium jedoch bleibt begrenzt, damit der Raum für Flora und Fauna nicht eingeengt wird und sich die Natur erholen kann. Aus diesem Grunde dauert hier die Saison nur vier Monate. Zum Programm des Schutzes gehören ebenso Vorkehrungen, die für die An- und Abreise der Urlauber getroffen wurden. Sie kommen oder gehen vorwiegend per Schiff. Damit werden die Straßen entlastet, und die Luft bleibt sauber. Aber noch niemand hat sich an den Vorschriften gestoßen. Man erfreut sich am Grünen und Blühen, dankbar, daß keine Mühe gescheut wurde, jeden Kubikmeter Mutterboden per Schiff, zumeist bis von Kaunas hierherzubringen. Erst dadurch konnten auf dem Dünensand, den es hier überall gibt, Parkanlagen entstehen. Die Urlauber schauen auf die wechselnden Formen und Strukturen der Wanderdünen; nutzen den Jachthafen (Foto Mitte); spüren, daß allein 100 Menschen der Siedlung sich um die Pflege der unmittelbaren Umgebung kümmern. „Nichts geht über Nida", sage ich mit all jenen, die schon einmal dort waren.



Volkmar Billeb (Text und Fotos)



Fast fünfmal um die Welt

Auskünfte für FREIE WELT gab Helmut Stolle, Kapitän des GST-Segelschulschiffs „Wilhelm Pieck".

Am Ufer des Ryck gab's wieder mal Geburtstag zu feiern. Der „Jubilar" wurde fünfunddreißig. Ist er in den „besten Jahren"?

Auf alle Fälle! Denn wir haben unsere Schonerbrigg – mit Hilfe Rostocker Schiffbauer – immer wieder verjüngt. Sie hält sich prächtig in den Wettern der See, hat manchen harten Sturm bestanden... Wiederum sind wir für einige Tage daheim am Kai unserer GST-Marineschule „August Lütgens" in Greifswald-Wiek. Eine schöne, erlebnisreiche Reise liegt hinter uns – nach Klaipeda, dem litauischen Hafen am Kurischen Haff. Und zu einer neuen, diesmal nach Ventspils in der Lettischen SSR, fahren wir aus. Dank der langjährigen, engen Verbindungen zur sowjetischen Freundschaftsorganisation DOSAF ist unser Ziel also erneut ein Hafen im Freundesland.

Wie viele Seemeilen hat der Greifswalder Zweimaster schon „auf dem Kiel", in wie vielen Häfen machte er bisher die Leinen fest?

Die Bordbücher dokumentieren, daß unser Segelschulschiff in zwanzig Häfen zu Gast gewesen ist. Das reicht in der Ostsee von Kopenhagen bis Leningrad, von Szczecin bis Stockholm und Helsinki. Außerdem war die „Wilhelm Pieck" 1957 rund um Europas Küsten gesegelt: in 99 Tagen über sieben Meere ins Schwarze Meer. Bei jener Reise besuchte sie unter anderem Warna, Constanta und Odessa. Insgesamt legte sie bereits einundachtzigmal in ausländischen Häfen an. Auf allen ihren Fahrten wurden über 103 000 Seemeilen zurückgelegt. Das bedeutet, daß sie fast fünfmal den Erdball umrundet hat.

Wir erinnern uns, daß die Schonerbrigg – das erste stählerne Neubauschiff von einer DDR-Werft – ein Geschenk der Jugend Mecklenburgs zu Wilhelm Piecks 75. Geburtstag gewesen ist. Er wiederum schenkte es der DDR-Jugend als Segelschulschiff, verband damit den Wunsch, daß auf ihm tüchtige Seeleute heranwachsen mögen...

Dieser Wunsch, der für uns ein bleibender, verpflichtender Auftrag ist, wurde allezeit durch hohe Ausbildungsergebnisse in Ehren erfüllt: Rund 5100 junge Menschen, die sich entschlossen, einen Beruf auf See auszuüben – vorzugsweise Unteroffiziers- und Offiziersbewerber der Volksmarine sowie angehende Seeleute der Handelsflotte – gingen bisher über das Deck, wobei ihnen sozusagen Seebeine wuchsen. Viele von den Lehrgangsteilnehmern kommandierten später eigene Schiffe, wurden Kapitäne, sind es zumeist heute noch. Über ihre Grüße zu den Geburtstagen der „Wilhelm Pieck" freuen wir uns jedesmal besonders...

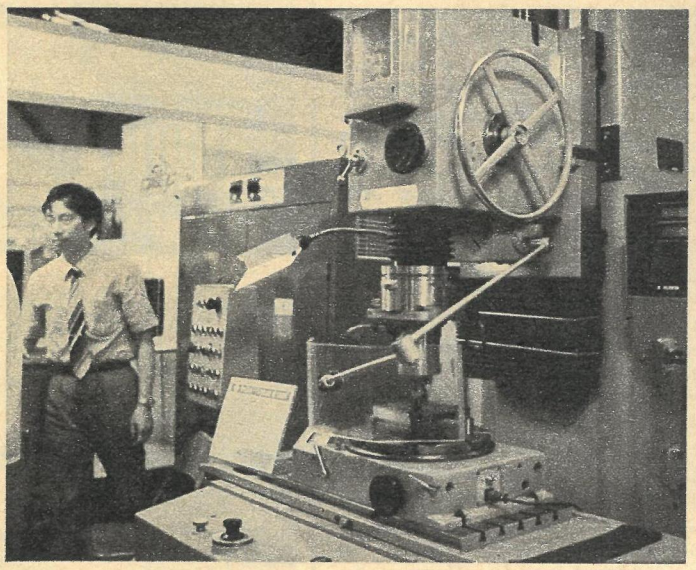
Da liegt nun die Frage nahe: Wie wurden Sie selber Kapitän?

Das begann auch bei mir auf der „Wilhelm Pieck". Ich hatte im LEW Hennigsdorf Blech- und Rohrschlosser gelernt, war zugleich begeisterter Amateurfunker. Im Sommer 1959 erhielt ich die Möglichkeit, eine Ausbildungsreise an Bord zu erleben – als Lehrgangsteilnehmer. Im folgenden Frühjahr kehrte ich zurück – als Matrose, und so ging es Schritt für Schritt. 1973 unternahm ich bereits als Kapitän der „Wilhelm Pieck" mehrere Ausbildungsreisen sowie zwei Fahrten nach Riga. Seitdem bin ich meinem Schiff treu geblieben...

Einmal jedoch, irgendwann, hört jedes Schiff auf zu fahren...

Das hat bei unserer „Wilhelm Pieck" wohl noch geraume Weile Zeit! Weil die Ausbildung unter Segeln, diese elementare Konfrontation mit Wind und See, für jeden künftigen Seemann unverzichtbar ist, wird es unbedingt auch weiterhin Segelschulschiffe geben. Sie sind im wahrsten Sinne des Wortes „Schulen des Charakters". In dieser Hinsicht bin ich also ganz und gar optimistisch: Wir werden immer ein Segelschulschiff haben...

Interview: Helmuth Pelzer



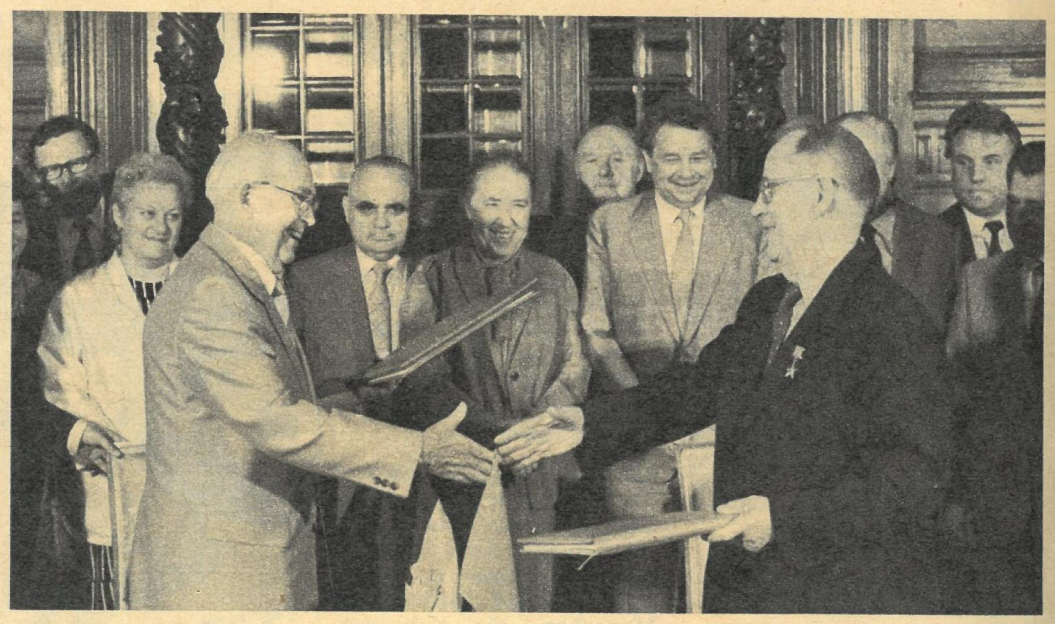
China im „Sokolniki"

Im Pavillon Nr. 4A des traditionsreichen Sokolniki-Parks in Moskau schlossen sich vor kurzem die Tore einer Handels- und Wirtschaftsausstellung der Volksrepublik China. Diese Exposition erhielt schon dadurch ihre Bedeutung, daß sie die erste ihrer Art seit 1953 war. Auf einer Gesamtfläche von 2500 Quadratmetern konnten die Besucher 4000 verschiedene Erzeugnisse aus allen Bereichen der Volkswirtschaft Chinas betrachten. Interesse fanden Farbfernseher der chinesischen elektronischen Industrie (Foto ganz oben) wie auch moderne Präzisionsmaschinen des Werkzeugmaschinenbaus (links). Im traditionellen Design stellten sich die Teppiche dar, wie dieser mit Motiven der Großen Mauer (oben). Mit Neugier wie auch Sachkunde begutachteten die Moskauer das Modell einer Trägerrakete und eines Erdsatelliten, die von der Kosmosforschung des asiatischen Landes zeugten. Während verschiedenste Sorten chinesischen Tees den Appetit der Menschen aus dem Teeland Sowjetunion anregten, brachten täglich bildschöne Mannequins einen Einblick in die Arbeit chinesischer Modegestalter (siehe auch Titelbild). Zum Jahresende ist eine ähnlich repräsentative Exposition sowjetischer Erzeugnisse in Chinas Hauptstadt Peking geplant.

Geboren, um zu kämpfen

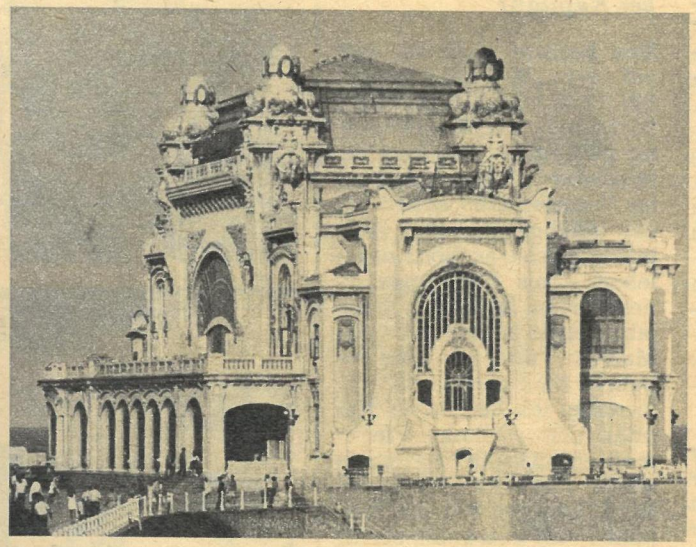
Guten Tag wollen sie ihm sagen, und sie rufen Fidel, lassen das Castro da, wo es unbestritten, weil offiziell, hingehört. „Amigos" – Freunde, hat der kubanische Fotoreporter sein Bild genannt. Ich muß beim Anschauen an eine Rede denken, die der erste Repräsentant der Insel der Freiheit an einem Kindertag gehalten hat: „Jemand sagte einmal, daß die Kinder geboren werden, um glücklich zu sein. Das ist wahr: Alle Menschen müßten geboren werden, um glücklich zu

sein. Aber man wird auch geboren, um zu kämpfen..." Auch für Fidel Castro selbst, am 13. August 60 Jahre alt, könnten diese Sätze Credo seines Lebens sein. In Birán wurde er geboren, in Oriente, der östlichsten Provinz des Landes. Sein Vater war vermögend genug, ihm eine gute Ausbildung und damit eine Zukunft zu ermöglichen. Und eine Zukunft für ihn sahen, in gewiß richtiger Voraussicht, aber zweifellos in gänzlich anderem Sinn, auch die Padres vom Jesuitenkolleg Belén in Havanna. Es war 1945, als sie ihm bescheinigten: „Fidel hat sich die Bewunderung und Zuneigung aller verdient... und wir zweifeln nicht, daß er das Buch seines Lebens mit glanzvollen Seiten füllen wird." Der junge Rechtsanwalt Fidel Castro Ruz war es, der acht Jahre später, am 26. Juli 1953, die Aufständischen zum Sturm auf die Moncada-Kaserne in Santiago de Cuba führte und damit eine wichtige, von Heroismus getragene Seite im Buch des Kampfes für nationale Unabhängigkeit seines Volkes aufschlug. Nur wenige konnten dem Blutbad an den Mauern der Moncada entkommen. „Die Geschichte wird mich freisprechen", erklärte der 27jährige in der Verteidigungsrede seinen Richtern, ehe er in das berüchtigte Gefängnis auf der damaligen Isla de Pinos, der Pinieninsel, eingekerkert wurde. Diese Rede wurde zum Programm des Widerstandes. Briefe kamen von der Insel: „Vierzig Tage war ich im Dunkel, und ich habe den Wert des Lichtes kennengelernt. Nie werde ich das vergessen... Ich habe gegen die Dunkelheit angekämpft, und ich habe sie bezwungen." Aber auch Briefe, wie jener: „Wir wollen keine Amnestie um den Preis der Ehre... Was in dieser Stunde gebraucht wird, das sind Kubaner, die sich für die Ehre unseres Volkes opfern. Wir bieten uns mit Freuden an..." Am 2. Dezember 1956 landete die „Granma" mit Fidel Castro und 81 Kampfgefährten, inzwischen freigelassen, an der Küste von Oriente. Am 1. Januar 1959 hatte die Revolution gesiegt. „Ich kann aus tiefster Überzeugung sagen, daß wir nicht in der Lage gewesen wären, die Revolution durchzuführen, wenn wir nicht von marxistisch-leninistischen Prinzipien ausgegangen wären", erklärte Fidel Castro später. Aus dem Jungen, dem frühere Mitschüler einen ausgeprägten Gerechtigkeitssinn nachgesagt hatten, war ein Kommunist geworden. Das Volk Kubas geht unbeirrt auch unter schwierigsten Bedingungen den einmal begonnenen Weg des Sozialismus. Die Revolution, deren Vorbote die Moncada war, hat ihre Feuerprobe bestanden, als 1961 die Invasion von CIA-Söldnern auf Playa Giron scheiterte. „Unser Vaterland hat den Vorzug, bereits ein freies Land zu sein, ein souveränes Land, das enge Beziehungen zu den übrigen Völkern entwickelt, insbesondere zu den Völkern solcher Länder wie der UdSSR und anderer Staaten, die vollkommen frei und unsere Freunde und Brüder sind." *Ina Stritzke*



Zum Wohle beider Völker

Im Sinne der Beschlüsse, die die Parteitage der SED und der KPdSU faßten, wurde jetzt in Moskau eine wichtige Grundlage für eine noch engere Zusammenarbeit der Freundschaftsgesellschaften beider Länder geschaffen. Es wurden die Hauptrichtungen des weiteren Zusammengehens der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft mit dem Verband der sowjetischen Gesellschaften für Freundschaft und kulturelle Verbindungen mit dem Ausland (VdsF) sowie der Sowjetischen Gesellschaft für Freundschaft mit der DDR (SGDDR) bis 1990 vereinbart. Der Präsident der Freundschaftsgesellschaft der DDR, Erich Mückenberger, Mitglied des Politbüros des ZK der SED (links), und Sergej Lapin, stellvertretender Vorsitzender des Präsidiums des VdsF und Vorsitzender des Präsidiums der SGDDR, unterzeichneten das Dokument. Dieser Plan, so betonte Erich Mückenberger, entspreche den höheren Anforderungen der neuen Etappe, wie sie mit den beiden Parteitagen eingeleitet wurde. Er sei ein Beitrag zur Lösung der Aufgaben der Gegenwart und diene der Zusammenarbeit zum Wohle beider Länder und zur Sicherung des Friedens. Von einem weiten Feld, das mit der Unterzeichnung dieses Dokumentes für die weitere Vertiefung der Beziehungen eröffnet wird, sprach auch Sergej Lapin. Er unterstrich dabei, daß die Sowjetmenschen an den Erfolgen, die die Bürger der DDR erreichen, einen großen Anteil nehmen.



Casinokleinod

Das Casino im rumänischen Constanţa ist eines der schönsten Gebäude der Stadt am Schwarzen Meer, von 1903 bis 1911 errichtet. Doch das Seeklima hatte die Bausubstanz in Mitleidenschaft gezogen. So begann eine umfangreiche Rekonstruktion, die 1987 abgeschlossen sein wird. Dann werden im Casino, dessen Äußeres schon jetzt in alter Pracht strahlt, Restaurants, Tagesbars, Disko- und Veranstaltungsräume für in- und ausländische Gäste zur Verfügung stehen.

Moldauflotte

Rund zwei Millionen Fahrgäste sind in jedem Jahr mit den 15 Schiffen der Moldauflotte unterwegs. Diese Art Reisevergnügen unserer tschechoslowakischen Nachbarn hat schon eine lange Tradition. Vor über 140 Jahren begann die regelmäßige Passagierdampfschiffahrt auf der Moldau. 1841, so die Chronik, fuhr der erste Raddampfer, die „Bohemia", von Prag bis nach Dresden. Ein Unglück auf „Franz Joseph I." unterbrach die Entwicklung. Erst 1905 wurde der Verkehr wieder aufgenommen.

Keine Kämpfer, sondern Killer

In Nikaragua, unweit der Stadt Wiwili, wurde Bernhard Koberstein, Bürger der BRD, ermordet; mit ihm fielen zwei Kameraden aus der Schweiz und Frankreich. Sie waren Mitglieder einer Arbeitsbrigade, die beim Bau einer Trinkwasserleitung half. Der hinterhältige Mord hinterließ in der Welt Zorn und Betroffenheit. Es bedarf schon einer recht verrotteten Gesinnung, den gegebenen Tatbestand anzuzweifeln. Doch wie soll man den Mann bezeichnen, der in Springers „Welt" sich in Mutmaßungen ergeht, daß die Regierung in Managua diese Bluttat selbst eingefädelt habe, um die Contras – als „Widerständler" werden sie gewürdigt – zu diskreditieren? Zugegeben, die Springer-Presse erfüllt eine Sonderrolle in der BRD. Doch was muß man von den Äußerungen in den anderen Medien dieses Landes halten, die neben der Sorge um das Leben westdeutscher Bürger auch den „Alltag" eines „Bürgerkrieges" berücksichtigt wissen wollen, in dem es eben Opfer gibt? Hier beginnt die große Lüge: In Nikaragua tobt kein „Bürgerkrieg", sondern ein grenzüberschreitender, von den USA ausgehaltener Bandenkrieg. Die Contras sind keine Kombattanten, keine Kämpfer, sondern Killer. Die offiziellen Verlautbarungen in der BRD, die jugendlichen Aufbauhelfer sollten Nikaragua, zumindest jedoch Gebiete meiden, in denen „Kampfhandlungen" stattfinden, sind gröbste Verdrehungen von Tatsachen. Von Kampfhandlungen kann keine Rede sein, denn die vom nikaraguanischen Volk geächteten Banditen morden hinterrücks. Massaker, Folter, grausame Verstümmelungen – das sind die Spuren der „Freiheitskämpfer", wie sie von der US-Administration gern genannt werden. Und das gilt es zu verurteilen und mit allen Mitteln des politischen und diplomatischen Einsatzes zu bekämpfen und nicht den Einsatzwillen und das tapfere Wirken von Internationalisten, deren einzige Waffe die solidarische Hilfe ist. Würden sie sich dem Druck ihrer Regierung beugen, so hieße das, Killern Legitimität verschaffen, einen unerklärten Krieg tolerieren, dem Volk von Nikaragua Hilfe entziehen. Die demokratische Öffentlichkeit der BRD antwortete: Hilfe jetzt erst recht!

Hans Bergmann

Mädchen-Blues auf böhmisch

Am Rande des Filmfestivals in Karlovy Vary standen sie zweimal täglich im Mittelpunkt, die hübschen Girls des „Saxophon Orchesters SUY" aus Luhačovice. Hunderte umringten sie, klatschten, Kleine und Große sangen fröhlich mit, wenn sie die allseits bekannte Polka „Tanze, tanze" spielten. Beim Abschiedskonzert bekamen sie Blumen, und der Mann, der alles in seinen dirigierenden Händen hielt (Foto unten), mußte gar Autogramme geben. Vladimir Schlimbach heißt der fröhliche Oberschuldirektor, der einst nur „aus Spaß an der Freud", wie er sagt, mit seinen Schülern ein Orchester gründete – alles Jungen, die sich dem Saxophon verschrieben hatten. Bis eines Tages ein Mädchen mitmachen wollte, und bald war sie die Beste! Andere folgten, so daß schließlich achtunddreißig Mädchen und nur noch vier Jungen den Ton angaben. Seit siebzehn Jahren besteht das

nun in seiner Art einmalige Orchester: 32 Saxophone, eine Solo-, eine Baßgitarre und vier Flöten, und singen können sie dazu alle. Sonja, Philosophiestudentin, ist mit 22 Jahren die Älteste des Ensembles, die Jüngste ist Lucie (unser Foto), die fünfjährige Enkelin des Dirigenten. Schon sehr sicher greift sie zum Mikrophon und schmettert mit heller Stimme. Geprobt wird zu Hause täglich – Lieder der Nationen, Schlager, böhmische Folklore stehen in ihrem Repertoire – Tourneen finden nur in den Ferien statt. Die Girls mit den Saxophonen sind längst schon nicht mehr nur in der ČSSR populär, sondern gastierten bereits in sechzehn Ländern Europas. Ein Höhepunkt aber ist und bleibt ihr Auftreten in Karlovy Vary, wenn sie am Rande des Festivals und doch im Mittelpunkt stehen, die Mädchen aus Luhačovice.

Ursula Weil

● Erfahrenes

Das Gefühl des Beschämtseins ist für den Schauspieler einer der wirksamsten Impfstoffe gegen den Bazillus der Eitelkeit.

Sergej Obraszow

● Am Rande

Kürzlich feierte Mansura Aschirbajewa, Mitglied des Folkloreensembles „Guljer" in Bostanlyk, Usbekische SSR, ihren 54. Geburtstag. Damit ist sie das jüngste Mitglied. Die älteste Mitstreiterin auf der Bühne, Uguldshan Rachmatullajewa, hat bereits die Neunzig erreicht. Aus 27 Omas besteht das Ensemble, denn Enkelkinder zu haben, ist eine der Bedingungen fürs Mitmachen. Und so heißt es dann, wenn Oma Mansura ein Solo hat: „Na los, Kleine, geh vor!"

● Persönliches

Die Postangestellte Wesska Tschuchewa aus der bulgarischen Kleinstadt Rila ließ ihre Kunden von ihr wahllos ausgefüllte Toto-Scheine ziehen, und zehn Einwohner gewannen damit insgesamt 210 000 Lewa. Mit ihren eigenen Glückszahlen ging die Postfrau leider leer aus.

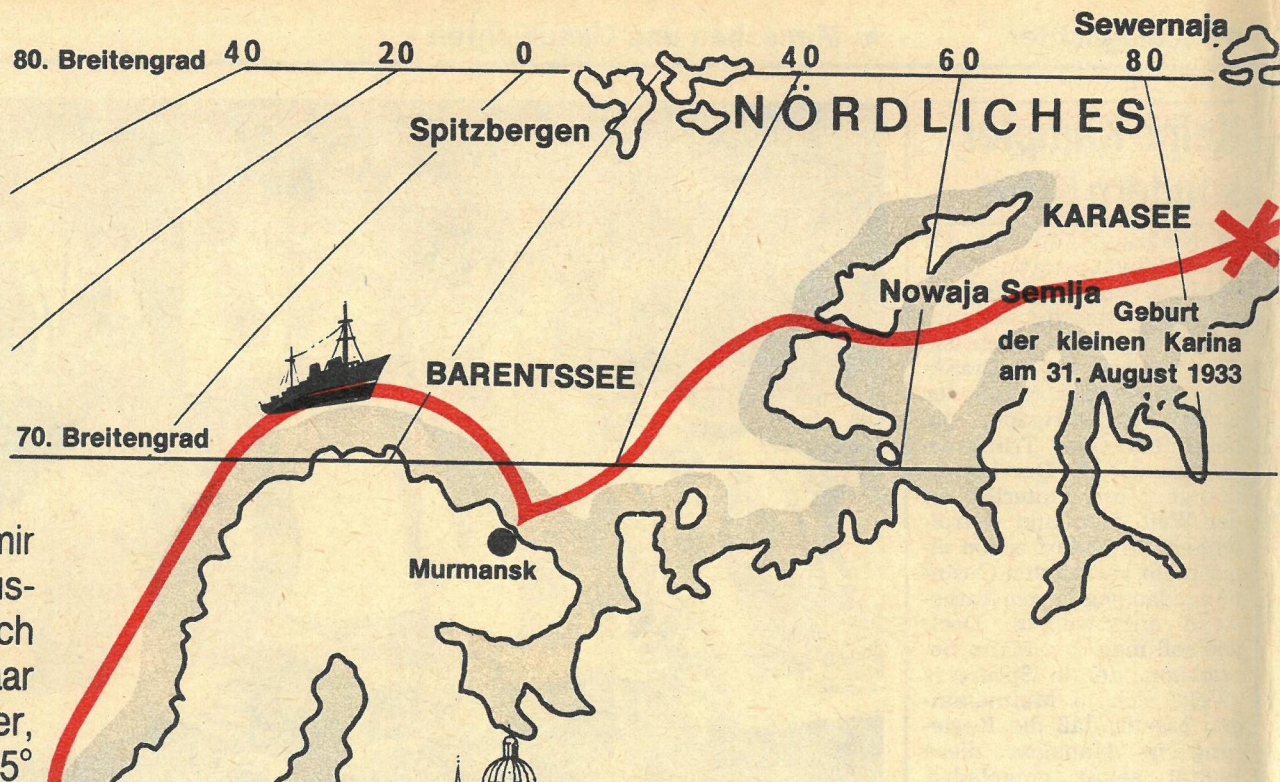
Ihren 71. Hochzeitstag feierten Mariana und Pelayo Maunteca in Havanna. Sie sind das am längsten verheiratete Ehepaar auf Kuba, haben 11 Kinder, 41 Enkel, fast 100 Urenkel und 9 Ururenkel. Marianas größtes Problem ist, sich nicht mehr alle Namen merken zu können.

Einen Weltrekord im Sitzenbleiben dürfte der Jugoslawe Mikovic innehaben. Seit neun Jahren drückt der 54jährige die Fahrschulbank ohne jeden Erfolg. Schon 78mal haben ihn seine Lehrer durch die Prüfung fallen lassen müssen. Sein Auto steht seit 1977 ungenutzt in der Garage, und an Kauflustigen ist kein Mangel.

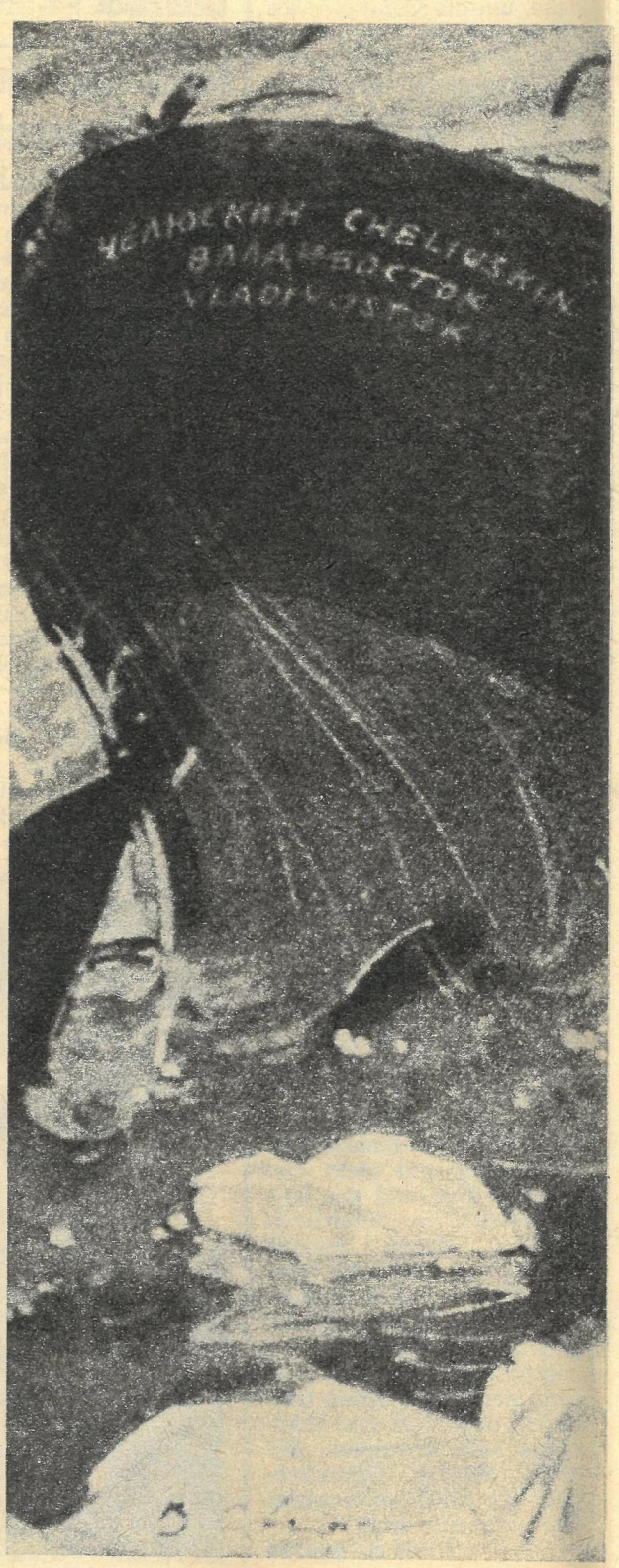
Redaktion: Ina Stritzke; Fotos: V. Billeb (4). D. Christel (3), U. Burchert, T. Garcia/Prensa Latina, ČTK, Agerpress; Vignette: D. Schüler

FREIE WELT
EXKLUSIV

Ein Beitrag
von Bernd Siegmund

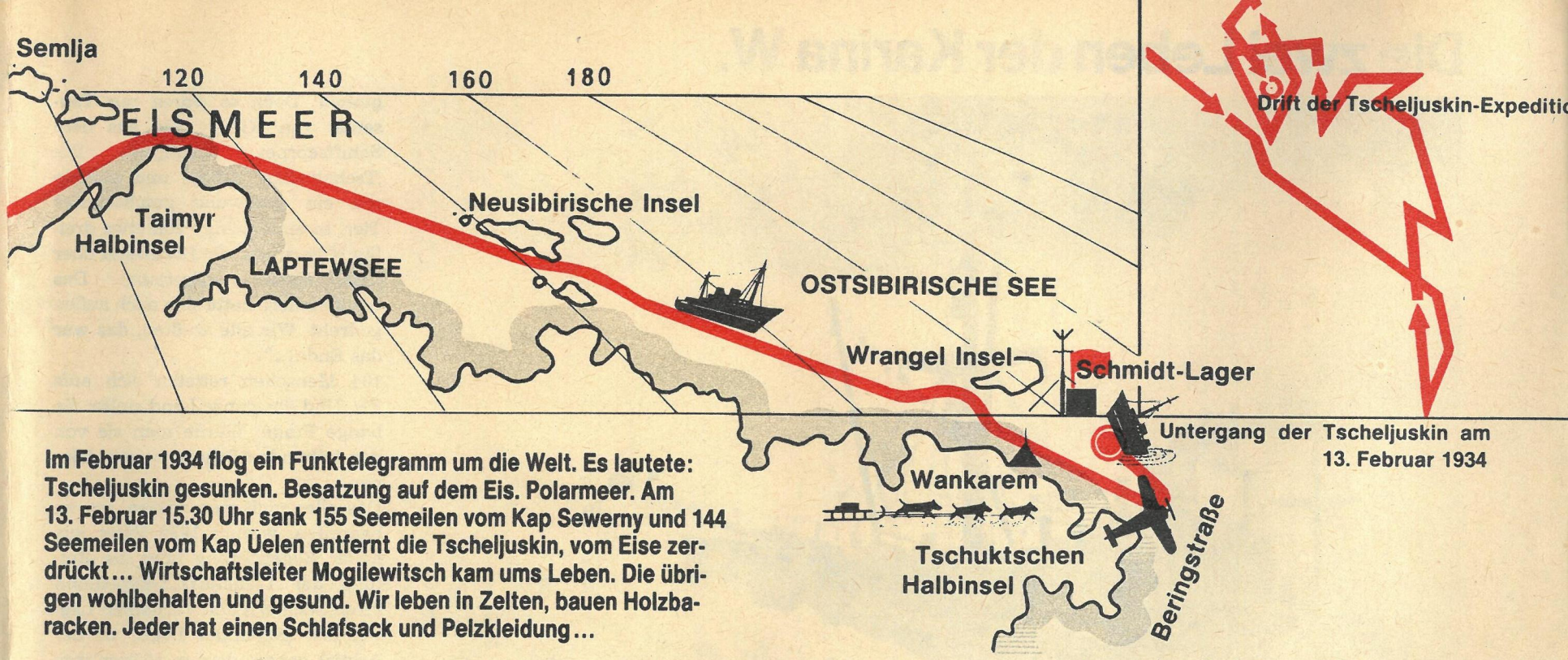


Am 31. August 1933 trug Wladimir Woronin, Kapitän der „Tscheljuskin", folgende Worte ins Logbuch ein: „5.30 Uhr wurde dem Ehepaar Wassiljew ein Kind, eine Tochter, geboren. Errechnete Breite 75° 46′51″ nördl., Länge 91°06′ östl., Meerestiefe 52 Meter. Das Neugeborene erhält zu Ehren der Karasee den Namen Karina ..."



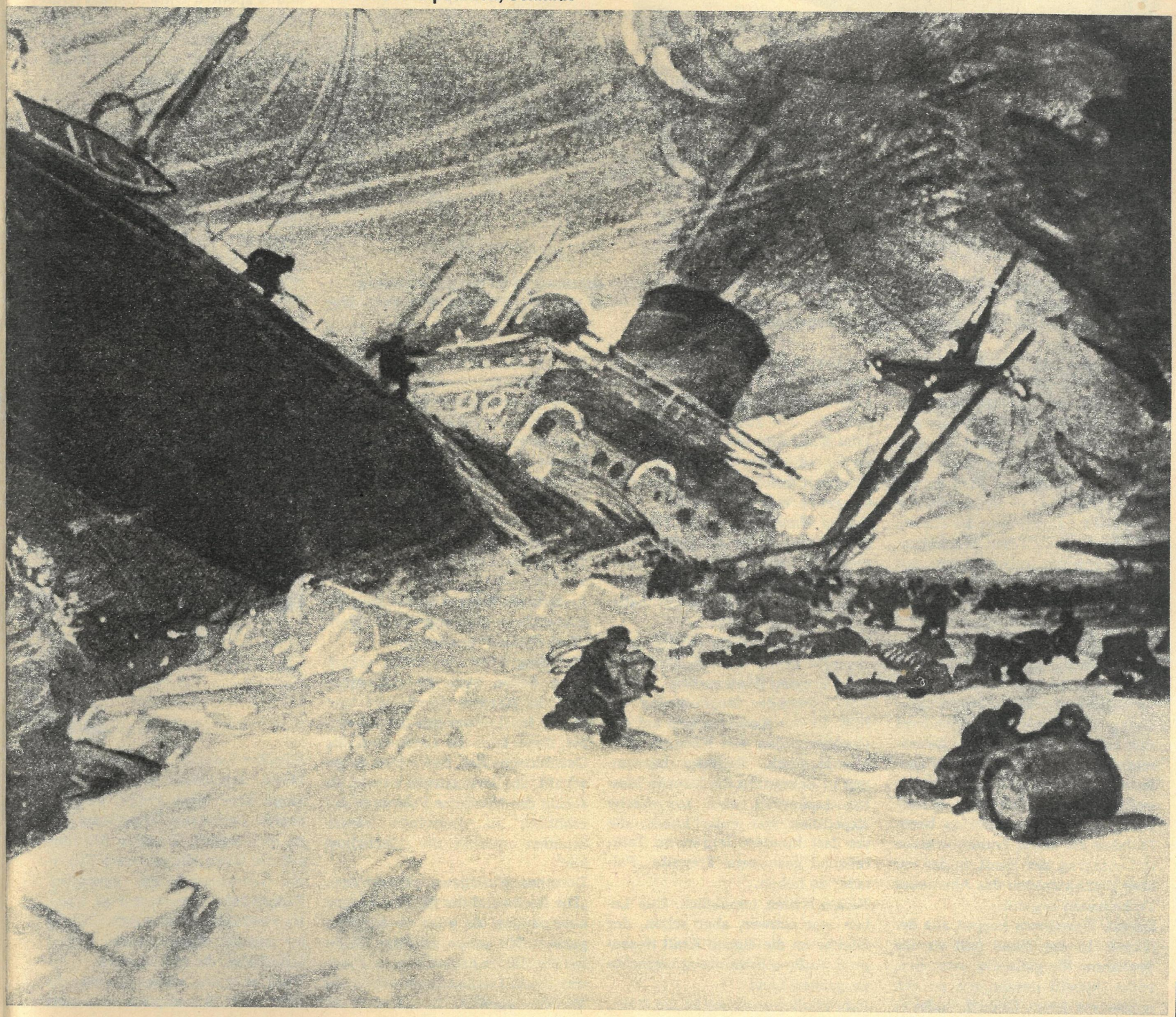
Die zwei Leben der Karina W.

Auf das Eis retten sich 104 Menschen. 92 Männer, zehn Frauen und zwei Kinder. Darunter Karina, ein Säugling, noch keine sechs Monate alt. Würde man die Schiffbrüchigen aus der Hölle des Polarmeeres retten können? Die Welt verfolgte mit Spannung, Angst und Mitgefühl die Heldentaten der sowjetischen Polarflieger. Am 13. April 1934, genau zwei Monate nach dem Untergang der „Tscheljuskin", wurden die letzten sechs Schiffbrüchigen von der driftenden Eisscholle geborgen. Was ist aus Karina geworden?
FREIE WELT suchte und fand das einst berühmteste Baby der Sowjetunion.

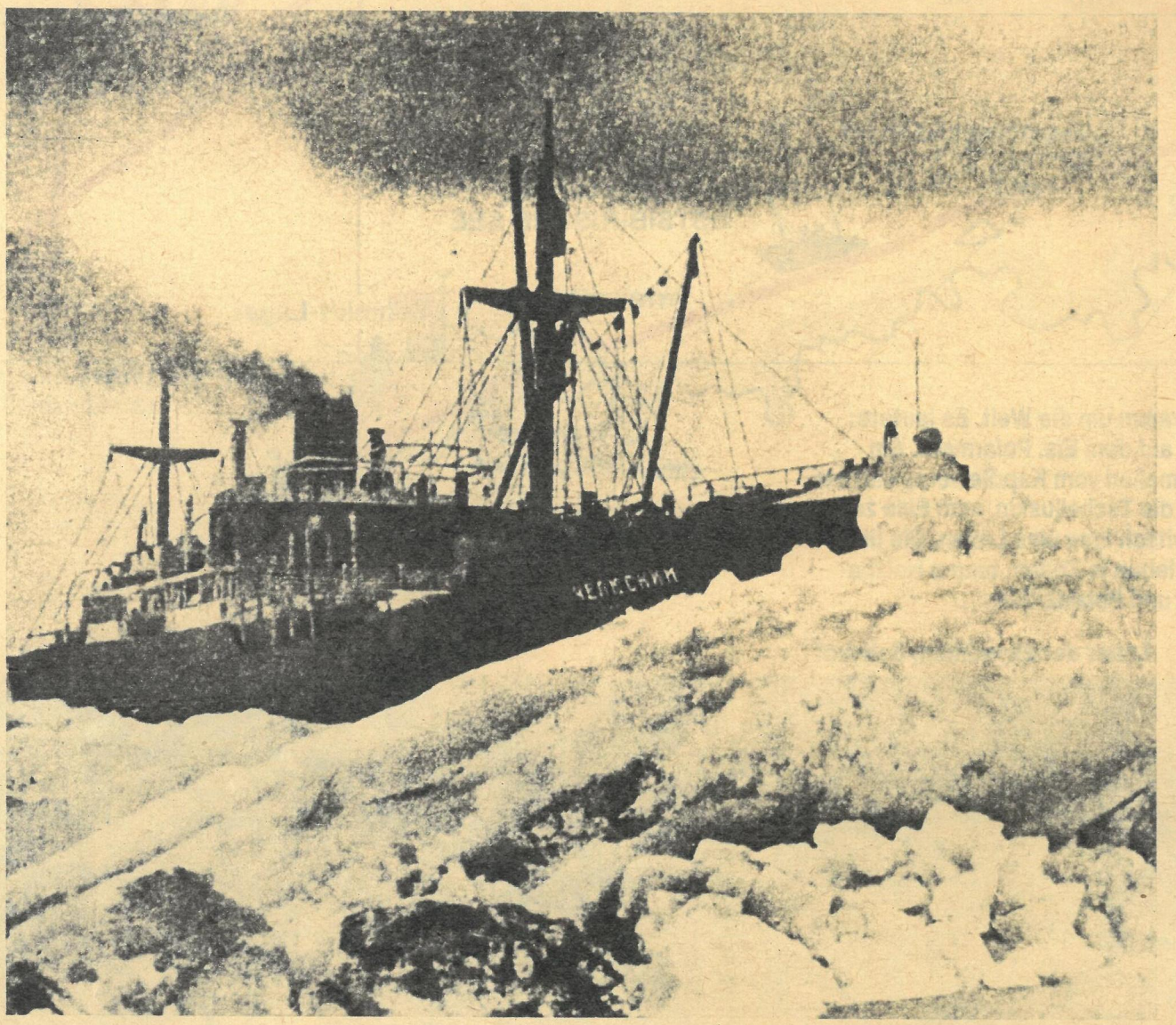


Im Februar 1934 flog ein Funktelegramm um die Welt. Es lautete: Tscheljuskin gesunken. Besatzung auf dem Eis. Polarmeer. Am 13. Februar 15.30 Uhr sank 155 Seemeilen vom Kap Sewerny und 144 Seemeilen vom Kap Üelen entfernt die Tscheljuskin, vom Eise zerdrückt… Wirtschaftsleiter Mogilewitsch kam ums Leben. Die übrigen wohlbehalten und gesund. Wir leben in Zelten, bauen Holzbaracken. Jeder hat einen Schlafsack und Pelzkleidung…

Leiter der Expedition, Schmidt



Die zwei Leben der Karina W.



14. August. Die „Tscheljuskin“ kommt nur langsam voran. Von seiner Kommandobrücke blickt Kapitän Woronow durch das Zeiss-Binokel auf die Eisfelder und berechnet, wie man das Schiff da hindurchmanövrieren kann. Woronin erkennt an der Farbe des Eises seine Passierbarkeit.

Der Deckel des Pfeifkessels, der auf dem elektrischen Herd steht, unterbricht schrill unser Gespräch. Karina Wassiljewa geht in die Küche, nimmt den Deckel ab und schaltet den Herd aus. Durch die Tülle des Kessels entweicht ein feiner Dampfstrahl. Es ist Teezeit. Auf dem Tisch stehen schon die Tassen, die Zuckerdose, das Milchkännchen. Daneben liegen Wurst- und Käsebrote. Im Zentrum des Tisches thront eine große, bunte Torte. In der Kristallschale ist Gebäck.

Wir sind zu Besuch bei der legendären Karina, der in der Karasee Geborenen. Sie war 1934 das jüngste Mitglied der Tscheljuskin-Expedition. Aber noch jemand anderes sitzt mit uns zu Tisch. Ein überraschender Gast, wir konnten in Berlin nicht ahnen, daß wir auch sie treffen würden: Dorothea Wassiljewa, die Mutter von Karina, heute 73 Jahre alt. Beide Frauen wohnen in Leningrad, der Stadt, in der vor über fünfzig Jahren das Abenteuer Tscheljuskin begann.

Karina Wassiljewa kommt aus der Küche. In der Hand hält sie die Teekanne. Sie gießt ein, setzt sich, voller Appetit greifen wir zu. Ich nehme ein Stück Gebäck, halte es zwischen den Fingern, betrachte es und sage: „Ich habe gelesen, daß es 1934 sogar Kekse der Marke ‚Karina‘ gab. Ein wundervolles Buttergebäck zur Erinnerung an die jüngste Tscheljuskinerin. Liebe geht bekanntlich durch den Magen... Hat das ganze Volk sie geliebt?“

Karina Wassiljewa lacht. „Das mit den Keksen wußte ich nicht. Aber vielleicht habe ich das auch nur vergessen... Der Jubel über unsere Rettung war riesengroß. Er hatte das ganze Land erfaßt...“

Was war das doch für ein Jahr, dieses 1934 in der Sowjetunion! Werfen wir einen Blick zurück...

Von glühender Begeisterung erfüllt, fuhren Komsomolzen auf die Großbaustellen von Kusnezk oder Magnitogorsk, Skiläufer bezwangen in Rekordzeit die Strecke Moskau–Leningrad, eine sowjetische Expedition war entschlossen, die vor fast hundert Jahren im Tatarensund gesunkene Fregatte „Pallada“ zu heben...

Nichts schien unmöglich. Das Leben war schwer, aber schön, der Glaube an die eigene Kraft riesengroß. Aufbruchstimmung herrschte im ganzen Land...

Fabrikhallen wuchsen in die Höhe, die Eisengewinnung hatte 100 Millionen Tonnen erreicht, Moskau erlebte das erste große Baufieber, unermüdlich kreisten die Zeiger der Lebensuhr, maßen die Taten, die Freude, den Kummer.

Und auch das geschah: Sowjetische Wissenschaftler stiegen mit einem Ballon in die Stratosphäre auf. Und verunglückten tödlich.

Das ganze Land bewunderte und beweinte sie.

Anderthalb Wochen später ging die schreckliche Meldung um die Welt: „Tscheljuskin“ gesunken!

Der Sieg über die Arktis schien nahe. Schon hatte die „Tscheljuskin“ die Karasee durchquert, war an der Insel Sewernaja Semlja vorbei, dann kam die Laptewsee, die Ostsibirische See, fast schien es geschafft, die Beringstraße winkte, da schlug das Nördliche Polarmeer unerbittlich zu. Innerhalb zweier Stunden versank die „Tscheljuskin“.

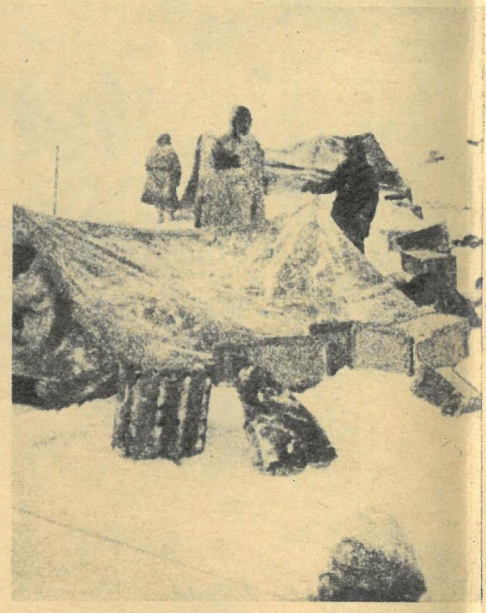
Dorothea Wassiljewa erinnert sich: „Die Bordwand des Schiffes platzte auseinander, als wäre sie aus Pergament. Mit hohen, schrillen Tönen lief ein Riß im Eis auf uns zu. Dann war da ein Geräusch, als würde ein Maschinengewehr zu schießen beginnen. Doch es waren nur Tausende von Nieten, die aus dem Schiffskörper sprangen. Die ‚Tscheljuskin‘ ächzte und stöhnte wie ein weidwund geschossenes Tier. In einer Länge von etwa dreißig Metern war die Bordwand über dem Wasser aufgerissen. Das Schiffsinnere hatte sich nach außen gedreht. Wir alle wußten, das war das Ende...“

104 Menschen retteten sich aufs Eis. Und das ganze Land stellte die bange Frage: Würde man sie von der driftenden Scholle bergen können?

Das alles muß man wissen, um zu begreifen, warum 1934 Väter aus heller Begeisterung über die Rettung der Tscheljuskin-Expedition ihren Töchtern den Vornamen Lagschmira (Schmidts Lager in der Arktis) gaben, warum Mütter ihre Söhne spontan Ojuschminald (Otto Juljewitsch Schmidt auf der Eisscholle) tauften. Und warum eine Süßwarenfabrik in Moskau ihr Gebäck „Karina“ nannte.

Geburt im Packeis

Karina Wassiljewa hat zwei Söhne. Beide sind schon erwachsen, gehen eigene Wege. Für einen Augenblick nur haben wir sie kennengelernt. Der eine heißt David, der andere Alexander. Sie tragen den Nachnamen Mikelladse. Nach ihrem Vater, der ein Georgier ist. Als Karina und Lomeri Mikelladse 1957 heirateten, war klar, sie würde ihren



Mädchennamen behalten. Der Mann diskutierte erst gar nicht lange über diese Frage, denn er wußte: Der Name Wassiljewa war in den langen, dunklen Nächten auf der Eisscholle zu einem Teil ihrer Lebensgeschichte geworden. Tiefgekühlte Erinnerung an einen Bärenwinkel in der Arktis, die nur ihr und der Mutter gehört. Karina Mikelladse, die gibt es nicht.

Wohl aber die kleine Karina, die 1941 nach Krasnojarsk evakuiert

dort, wo der siebte Himmel schon nahe ist.

Der gemeinsame Beruf führte sie zusammen. Auch Lomeri Mikelladse ist Geologe. Beide wollten in ihrem Leben das gleiche. Einen Teil der Welt entdecken. Nicht den Himmel, nicht die Eiswüsten der Arktis, nicht das All... Wie Bauern wollten sie in der Erde graben, die geheimnisvollen Nachrichten suchen, die dort verborgen liegen.

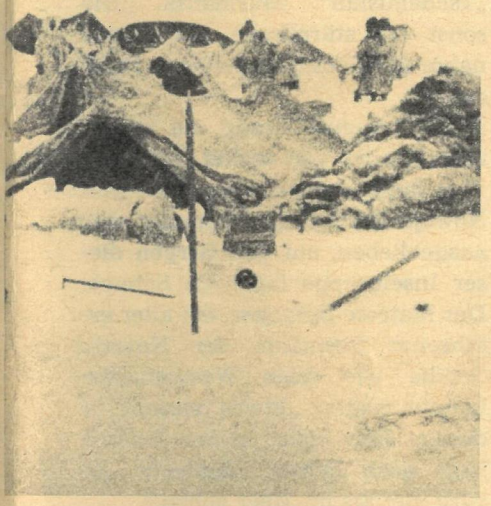
„Wir haben im Tienschan das Alter von Erdschichten bestimmt, geologische Strukturen gesucht... Und uns gefunden", sagt Karina Wassiljewa.

Die Sprache der Steine... Sie zu verstehen, dieser Wunsch wurde im Elternhaus geweckt.

„Ich bin groß geworden unter Reisenden", erzählt Karina Wassiljewa. „Mein Vater war ständig auf Expedition. Und Mutter begleitete ihn. Um mich herum waren Menschen, die von fernen Welten erzählten, von geheimnisvollen Abenteuern, von einsamen Nächten in der Taiga... Mit großen Ohren und klopfendem Herzen hörte ich ihnen zu. Vater war Geodät. Ein Landvermesser, ein Wissenschaftler. Leidenschaftlich liebte er seinen Beruf. Er hat viel im Leben erreicht. Leider hat er eine ganz besondere Ehrung nicht mehr erlebt. Im Jahre 1973 wurde eine Lagune auf der Taimyr-Halbinsel nach ihm benannt, die Wassiljew-Lagune."

Im Jahre 1933 gehörte Wassili Gawrilowitsch Wassiljew zu den auserwählten Forschern, die fünf Jahre auf der einsamen Wrangel-Insel, der Geburtsstube der Eisbären, überwintern und wissenschaftlich arbeiten sollten.

Die Erforschung der sowjetischen Arktis, die immerhin fast die Hälfte



Otto Schmidt in einem Funktelegramm nach Moskau: „Am 25. Dezember geriet die ‚Tscheljuskin' zum erstenmal in starke Eispressung. Mit der Möglichkeit des Untergangs des Schiffes rechnend, brachten wir einen für zwei Monate ausreichenden Lebensmittelvorrat an Deck. Doch diesmal lief alles gut ab." – Man arbeitete mit allen Kräften, versuchte das Eis zu spalten. Es war vergebens. Am 13. Februar sank das Schiff. Ohne Panik gingen alle aufs Eis. In Schneesturm und Dämmerung hielten sie einen Appell ab. Am nächsten Morgen wurden kleine Herdstellen hergerichtet, eine Baracke gebaut.

wird, 1944 in das zerstörte Leningrad zurückkehrt, 1951 an der Geologischen Fakultät der Leningrader Universität studiert, 1956 ihr Diplom macht, und für fünf Jahre als Geologin in das ferne Kirgisien geht.

Karina Wassiljewa liebt ihren Mann. Seit beinahe dreißig Jahren führen die beiden eine glückliche Ehe. Kennengelernt haben sie sich in Kirgisien, in den Bergen des Tienschan. In 3600 Meter Höhe,

Die zwei Leben der Karina W.

Das Lager auf dem Eis: 1. Ort des Untergangs der „Tscheljuskin"; 2. Baracke; 3. Flugzeug; 4. und 15. Boote; 5. und 6. Rettungsboote; 7. Brennstofflager; 8. und 9. Eisboote; 10. Zelte; 11. Lebensmittellager; 12. Küche; 13. Ruder; 14. 17. und 18. Eisrisse, entstanden am 21. Februar; 16. Wachturm; 19. Radiostation

des gesamten Nordpolargebietes einnimmt, stand auf dem Programm. Und es war nicht nur Forscherdrang und Neugierde. Die wirtschaftliche Erschließung Sibiriens hing ganz entscheidend davon ab, ob es gelingen würde, einen ständigen Schiffsweg durch das Polarmeer zu finden. In einer Navigationsperiode von Murmansk nach Wladiwostok: Eine Aufgabe, die der berühmte Fridtjof Nansen einen unerfüllbaren Traum nannte.

1932 war Otto Juljewitsch Schmidt dieses Kunststück an Bord des Eisbrechers „Sibirjakow" zum ersten Mal gelungen. Doch jetzt galt es, wie er sagte, nicht Reisen zu machen, sondern den Nördlichen Seeweg systematisch zu erschließen.

Die „Tscheljuskin" sollte damit beginnen. Kurz vor ihrer Abfahrt verriet Otto Schmidt den Reportern: „Der erste Frachtdampfer, der speziell für den Norden gebaut wurde, ist der ‚Tscheljuskin'. Unsere Expedition hat unter anderem die Aufgabe, festzustellen, welche Änderungen man in Zukunft bei den Schiffsprojekten vornehmen soll. Mit uns fährt der Schiffbauer und Physiker Genosse Fakidow, der mit Präzisionsapparaten die Spannung und die Deformation des Schiffskörpers infolge des Eisdrucks messen wird. Im allgemeinen wird die Expedition auf dem ‚Tscheljuskin' ein Teil des Gesamtplans der Erschließung der nordöstlichen Durchfahrt sein. Eine der schwierigsten, aber auch eine der interessantesten Fahrten zur Eroberung der Arktis."

Und mit an Bord war eine schwangere Frau.

„Ja", sagt Dorothea Wassiljewa, „ich war im siebten Monat schwanger. In Murmansk bin ich an Bord gegangen. Man wollte mir die Strapazen einer Überfahrt durch die Ost- und Nordsee ersparen. Also fuhr ich mit dem Zug zur Kola-Halbinsel und wartete dort auf die ‚Tscheljuskin'. Aber das Schiff kam und kam nicht. Wie ich heute weiß, lag es länger als geplant im Reparaturdock der dänischen Werft, die es im Auftrag der sowjetischen Regierung gebaut hatte.

Ich wohnte die ganze Zeit im Hotel. Das Zimmer teilte ich mit einer damals berühmten Filmschauspielerin. Lidija Sucharewskaja. Eine nette, natürliche Frau. Aber sie war mehr gebaut für die Zivilisation denn für die rauhe Natur. Sie sah mich immer ganz mitleidig an. Eines Tages sagte sie: ‚Mein Gott, was haben Sie nur hier in dieser Polarwüste verloren. Sie sollten sich mehr schonen. In Ihrem Zustand...' Ich lachte und erwiderte: ‚Ich weiß gar nicht, was Sie wollen. Es ist doch schön hier. Ich warte auf meinen Mann, der auf der ‚Tscheljuskin' ist. Dann fahren wir gemeinsam für fünf Jahre zur Wrangel-Insel.' Entsetzt starrte sie mich an. ‚Mit einem Kind im Bauch? Sind Sie verrückt geworden?' Als ich weiter lachte, schüttelte sie nur mit dem Kopf und sagte: ‚Daß die Behörden so etwas dulden...'"

Am 9. August 1933 verließ die „Tscheljuskin" Murmansk. Die sonst so stürmische Barentssee nahm das Schiff mit heiterer Ruhe auf.

Am 13. August drang sie weiter nach Norden vor, suchte sich ihren Weg längs der östlichen Ufer von Nowaja Semlja. Der Sommer war ausgeblieben, auf den Bergen dieser Inselgruppe lag noch Schnee. Der Matrose Sergejew, ein alter erfahrener Seemann, der Nowaja Semlja wie seine Westentasche kannte, sagte: „Etwas stimmt in diesem Jahr nicht. In den Bergen liegt noch Schnee. Schlecht. Es wird viel Eis im Meer geben."

Am 14. August geriet die „Tscheljuskin" in schweres Packeis. Am 29. August stieg der Flieger Babuschkin mit seiner kleinen Maschine zu Erkundungsflügen auf. Als er zum Schiff zurückkehrte, war klar, den Weg, den der Eisbrecher „Sibirjakow" im vergangenen Jahr genommen hatte, war nicht mehr passierbar. Notgedrungen fuhr die „Tscheljuskin" zurück und versuchte südlich von Sewernaja Semlja durchzukommen.

Die kleine Karina war der Liebling auf der Eisscholle. Von allen wurde sie umhegt und gepflegt. Am 5. März 1934 endete für die Frauen und Kinder das eisige Abenteuer „Tscheljuskin". Der Matrose Mironow beschrieb in seinem Tagebuch den Moment, in dem das erste Flugzeug über der Scholle gesichtet wurde: „Es ist kalt. 38 Grad unter Null. Im Lager raucht das Signalfeuer... Plötzlich zeigt sich am Himmel ein schwarzer Punkt, die Menschen rufen ‚Hurra, Hurra!' Wir schwenken die Mützen, schreien... Das Flugzeug landet sicher auf dem Flugplatz."

Zwei Themen beherrschten das Gespräch der „Tscheljuskin"-Besatzung. Das Eis und die tägliche Frage: Wann endlich kommt unser Baby? Wird es ein Junge oder ein Mädchen? Wird es groß oder klein, blond oder schwarz? Hoffentlich verläuft die Geburt glücklich, sind beide gesund, was sollen wir unserem Kind nur schenken...

Am Abend des 30. August 1933 herrschte auf der „Tscheljuskin" eine ungewöhnliche Spannung. Der Schiffsarzt hatte seine Kabine an Dorothea Wassiljewa abgetreten. Alle liefen auf Zehenspitzen, guckten gewichtig drein, man flüsterte nur ein einziges Wort: Heute!

„Die Männer wollten ein Mädchen, die Frauen unbedingt einen Jungen", erzählt Dorothea Wassiljewa. Vergnügt reibt sie sich die Hände, sieht ihre Tochter an, es macht ihr Spaß, die ganze Geschichte noch einmal zu erzählen.

„Es war keine schwere Geburt. Karina kam schnell und war ein kräftiges Mädchen. Um fünf Uhr dreißig ertönte ihr erster Schrei. Er war wie eine Erlösung. Sofort herrschte Jubel auf dem Schiff. Und ob sie es glauben oder nicht: Zur gleichen Zeit, da ihr Schrei ertönte, durchschlug die ‚Tscheljuskin' die letzte Eisbarriere, erreichte die offene See. Kapitän Woronow hat mir das immer wieder bestätigt. Am nächsten Morgen wurde meinem Baby feierlich ein Name gegeben. Karina, die in der Karasee Geborene. Wassili und ich waren glücklich. Unser Kind hatte eine große, starke Familie. Zu diesem Zeitpunkt ahnte ich noch nicht, daß wir sie bitter nötig haben würden."

Die Sünde des Otto Schmidt

Karina Wassiljewa ist eine Frau mit zwei Leben. In dem einen ist sie Oberingenieur im Allunionsforschungsinstitut für Geologie, Mutter zweier Kinder und glückliche Ehefrau. Das andere hat nur einen Namen: Tscheljuskin.

Welches von beiden ist das wahre Leben?

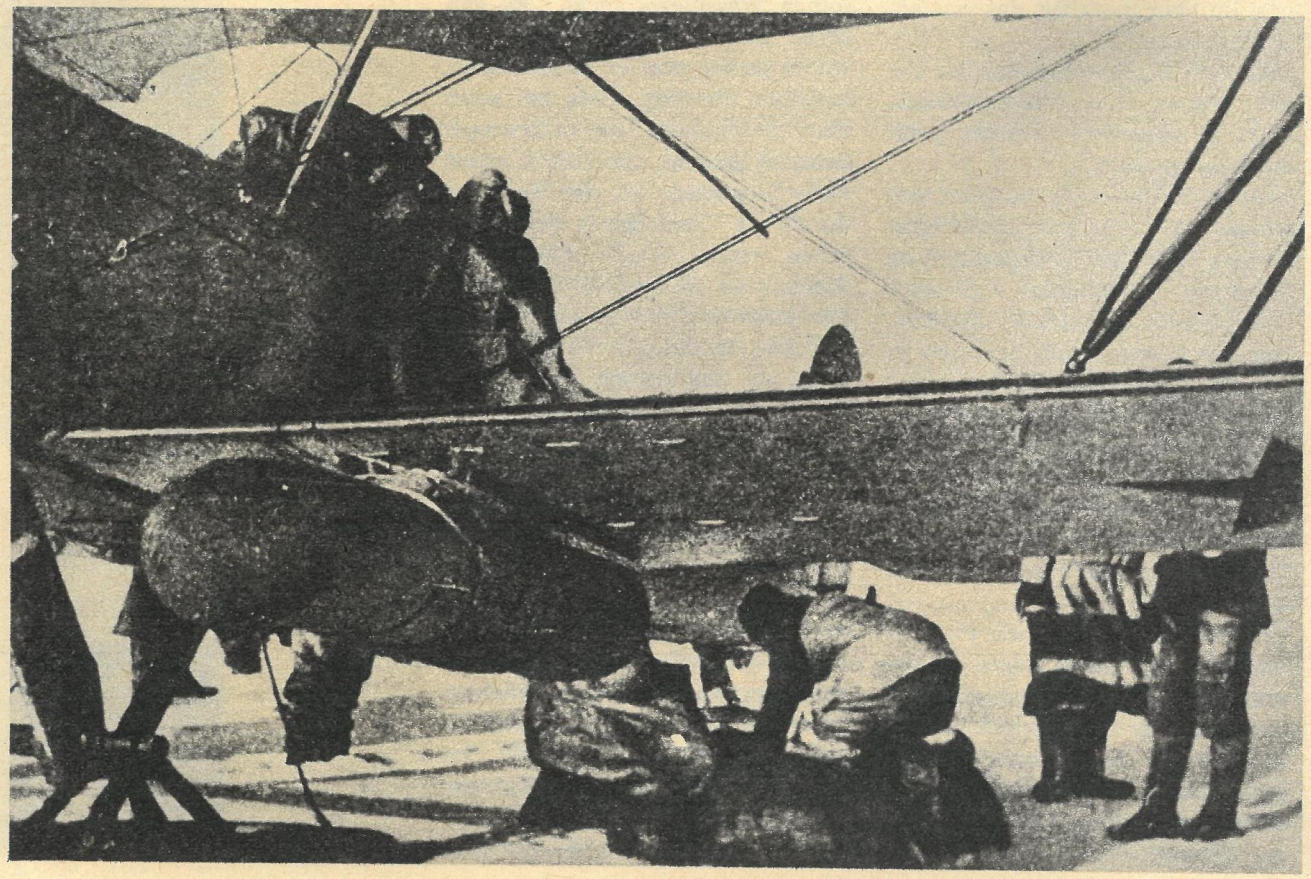
Ich will sie das fragen, aber dann lasse ich es sein. Man kann doch nicht zwei Leben gegeneinander ausspielen.

Karina Wassiljewa war das berühmteste Baby der Sowjetunion. Lieder wurden über sie gesungen, Gedichte gemacht, Artikel geschrieben. Mit Karina auf dem Arm marschierte Dorothea Wassiljewa 1936 zum X. Kongreß des Komsomol. Als sie den Saal betrat, standen die Delegierten spontan auf und klatschten Beifall. Ihr Bild ging durch alle Zeitungen, die Belegschaft des Autowerkes in Gorki sammelte Geld, um der Kleinen ein Riesenauto als Spielzeug zu schenken. Karina wurde herumgereicht, bewundert, geliebt.

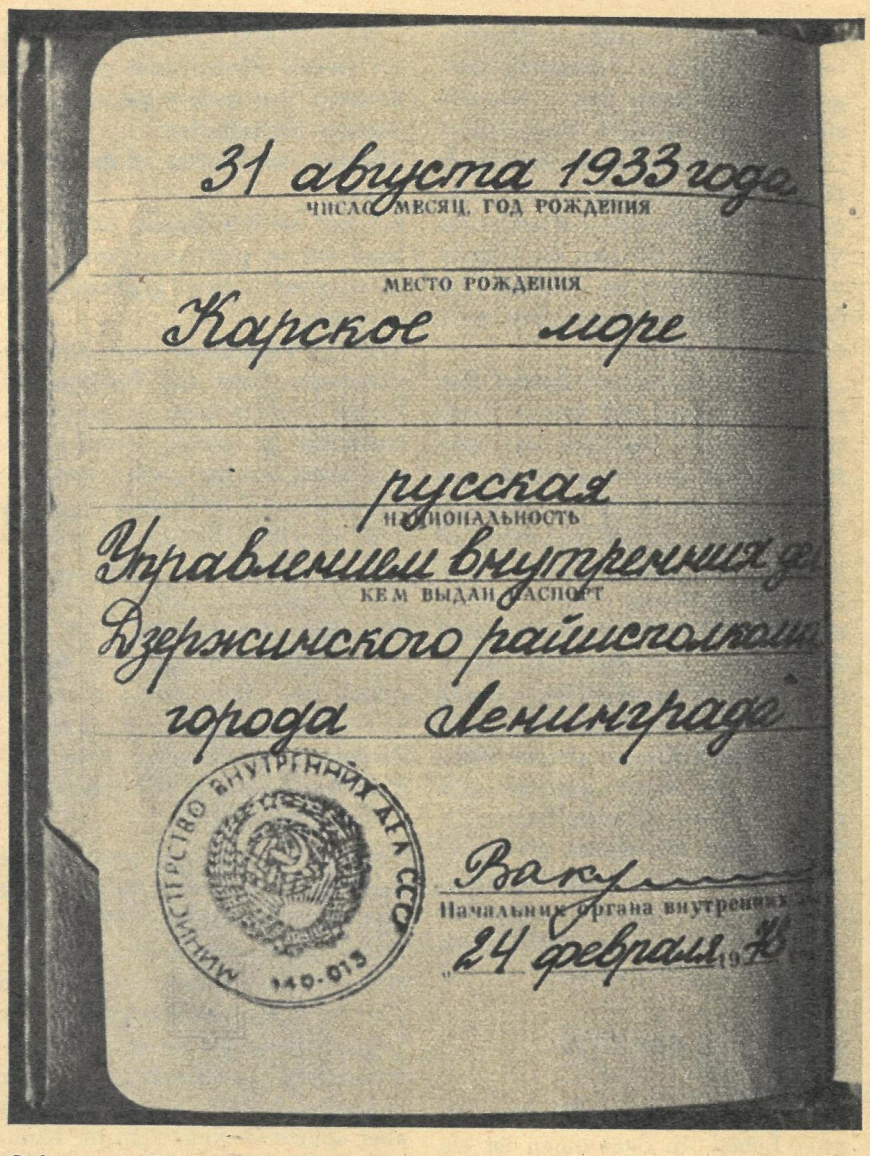
Schaden an Leib und Seele hat sie dadurch nicht genommen. Sie ist eine schlichte, natürliche Frau. Ihre klugen Augen blicken skeptisch, distanziert. Wenn sie redet kommen die Worte wie ein Feuerwerk. Das Temperament hat sie von der Mutter geerbt. Geschenkt wurde ihr nichts im Leben, Aufmerksamkeit aber spürte sie von kleinster Kindheit an.

Das Abenteuer Tscheljuskin sitzt tief in Karina Wassiljewa. Es ist rührend und komisch zugleich, wenn sie sagt: „Ich weiß noch genau, wie am 18. Februar 1934 mit riesigem Getöse ein Stück der Eisscholle abbrach."

Ich gucke sie an, ungläubig, ver-



Die zwei Leben der Karina W.



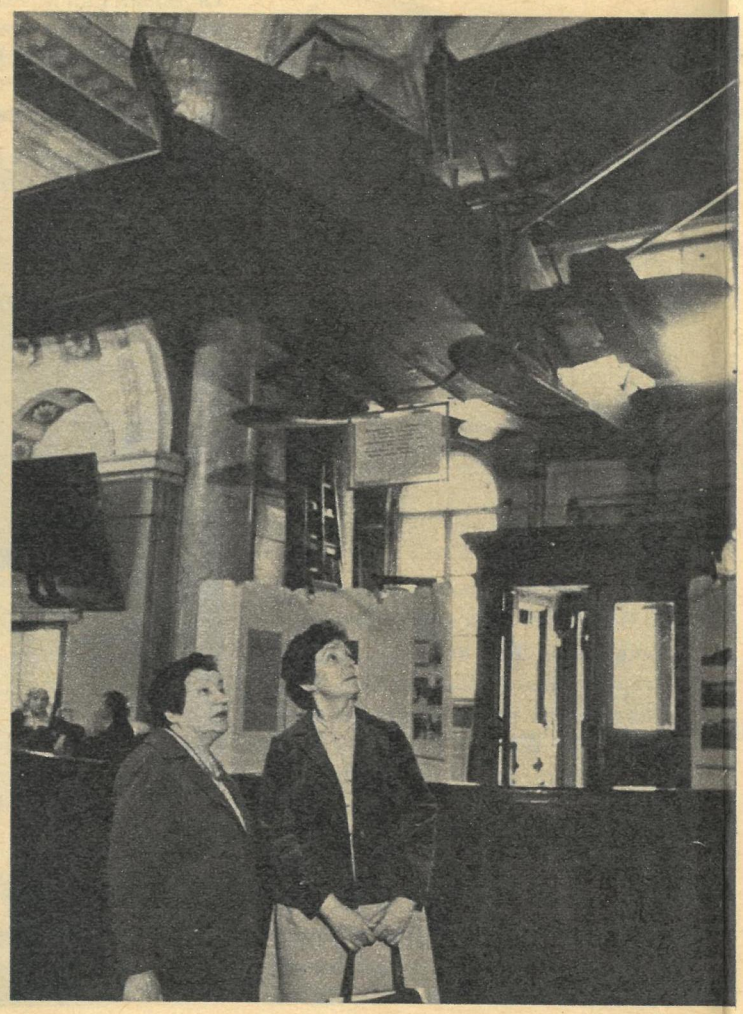
Geburtsort: Karasee. Der Personalausweis von Karina Wassiljewa. „Mein ganzes Leben steht unter dem Eindruck der Ereignisse mit der ‚Tscheljuskin'. Sie hat aus 104 fremden Menschen eine große Gemeinschaft werden lassen. Noch heute treffen wir uns an jedem 13. Februar und gedenken der Tragödie vor über fünfzig Jahren."

wundert: Woher will sie das wissen? Sie war doch noch ein Baby.
Aber Dorothea Wassiljewa steigt sofort darauf ein. „Was, am 18.? Da irrst du aber gewaltig, das war am 19. Februar…"
Gewöhnlich geht dann eine der beiden Frauen zum Bücherschrank, wälzt in alten Dokumenten, prüft die Aussage nach.
Man muß wissen: Jedes Jahr treffen sich am 13. Februar die Mitglieder der Tscheljuskin-Expedition im Moskauer Restaurant „Praha". Dreizehn von den 104 Schiffbrüchigen leben noch. Acht wohnen in Leningrad, fünf in Moskau. Und dann wird erzählt, wird geplaudert, das Geschehen auf dem Eis bekommt neues Leben, erhebt sich aus dem Gedächtnis, wird wach. Seit zweiundfünfzig Jahren… Das Treffen am 13. Februar ist ehernes Gesetz.
Unmerklich fast geschah es, aber eines schönen Tages waren die Geschichten und Geschehnisse auf der Eisscholle ihre eigenen. Da sah sich Karina nicht mehr als ein sechs Monate altes Baby, sondern als handelnde Frau. Die jüngste der Tscheljuskin-Expedition.

„Hatten sie keine Angst gehabt, als das Schiff unterging", frage ich beide Frauen.
„Nein", antwortet Karina. Und Dorothea Wassiljewa nickt. „Es gab keine Panik", erzählt sie, „jeder wußte genau, was er zu tun hatte, handelte überlegt, alles lief nach Plan. Dafür hatte Otto Juljewitsch Schmidt gesorgt. Die Arktis kennt viele Tragödien, wo der Tod nur durch die Uneinigkeit der Menschen reiche Ernte hielt. Das Schlimmste ist, wenn die Meinungen auseinandergehen, keiner das Heft des Handelns in der Hand hat. Über all das sprach Otto Juljewitsch Schmidt zu uns, als die ‚Tscheljuskin' schon nicht mehr da war, aber wir das Leben hatten. Unser Glaube an diesen wunderbaren Menschen war riesengroß. Er war gütig, selbst Befehle sprach er in Form von Bitten aus. Gerade deshalb werde ich nie vergessen, wie er am Ende seiner Rede über eine eiserne Disziplin plötzlich hart sagte: ‚Falls irgend jemand das Lager verlassen sollte, werde ich schießen, bedenken Sie das!' Einen Tag nach dem Untergang der ‚Tscheljuskin' begann das ‚normale Leben' auf der Eisscholle. Wir Frauen wurden natürlich bevorzugt. Wir bezogen als erste das Zelt, erhielten zwei Matratzen, unser Bett stand nahe am Ofen, war durch Decken vom übrigen Teil des Zeltes abgetrennt. In den ersten Tagen fischten wir viel Holz und andere nützliche Dinge aus dem Wasser. Die untergegangene ‚Tscheljuskin' versorgte uns damit. Die Männer hackten es los vom Eis, und eigentlich waren wir voller Zuversicht. Wir hatten Funkverbindung zum Land, man wußte, wo wir waren, und wir wußten, unsere Regierung würde alles tun, um uns zu retten."
Dorothea Wassiljewa schweigt. Das Ticken der Uhr ist deutlich zu hören. Vor dem Fenster flutet der Autoverkehr. Karina Wassiljewa wohnt in der längsten Straße Leningrads, dem Moskauer Prospekt. 21 Kilometer ist die Straße lang, und Zehntausende Autos befahren sie täglich.
„Karina stand mit ihren fünfeinhalb Monaten schon fest auf dem Eis", fährt Dorothea Wassiljewa fort. „Nein! Angst hatten wir nicht. Das sollte eine Eisscholle sein? Aber nicht doch. So weit das Auge blickte, ein zugeschneites Land. Nur wenn das Eis brach, sich mit großem Getöse Spalten auftaten, wurde mir doch unheimlich zumute. Aber Zeit, über unser Schicksal nachzudenken, hatten wir kaum…"
Es gab nicht nur wohlorganisierte Arbeit auf der Eisscholle, die Schiffbrüchigen wurden verwöhnt durch ein reges, geistiges Leben. Die Liste der Vorträge, die von Otto Schmidt oder anderen Wissenschaftlern gehalten wurden, liest sich so: „Über die Theorie der Freudschen Psychoanalyse", „Über sowjetische Gegenwartsdichtung", „Von den Entwicklungswegen des sowjetischen Nordens", „Über Heines Schaffen und Leben", „Von der faschistischen Theorie der weißen Rasse", „Über die Geschichte des Hauses Romanow"…
Am 5. März 1934 ging die Odyssee im Nördlichen Eismeer für die Frauen und Kinder zu Ende. Der Flieger Ljapidewski erreichte mit seiner ANT-4 von Uelen aus das Lager der Tscheljuskin-Leute. – Ein heißersehnter Moment.
„Doch als er gekommen war", erzählt Dorothea Wassiljewa, „paßte uns das gar nicht. Wir bestürmten Otto Juljewitsch Schmidt. Wieso will man uns zuerst abtransportieren? Wo bleibt die Verfassung, die Gleichberechtigung? Doch Otto Schmidt blieb hart. ‚Meine lieben Frauen', sagte er, ‚es dürfte dennoch das vernünftigste sein, euch als erste aufs Festland zu befördern. Nehmt es mir nicht übel, ich will diese Sünde auf mein Gewissen nehmen.'"

Die Tochter der Eisbären

Dorothea Wassiljewa ist Ehrenbürgerin der Arktis. Eine Tochter der Eisbären, eine Gefährtin des Win-



Das Flugzeug des Piloten Babuschkin, das die „Tscheljuskin“ zur Eiserkundung mit sich führte, hängt heute als Museumsstück im „Arktischen und Antarktischen Museum“ in Leningrad. Dort sind die beiden Frauen oft zu finden. Nur 13 der 104 Tscheljuskiner leben noch. Fünf von ihnen bekamen wir in Leningrad vor die Kamera. Niemand von ihnen hat vergessen, daß sie ihr Leben sieben Fliegern verdanken, den ersten Helden der Sowjetunion. Es waren: Sigismund Lewanewski, Anatoli Ljapidewski, Iwan Doronin, Mawriki Slepnjow, Michail Wodopjanow, Nikolai Kamanin und Wassili Molokow.

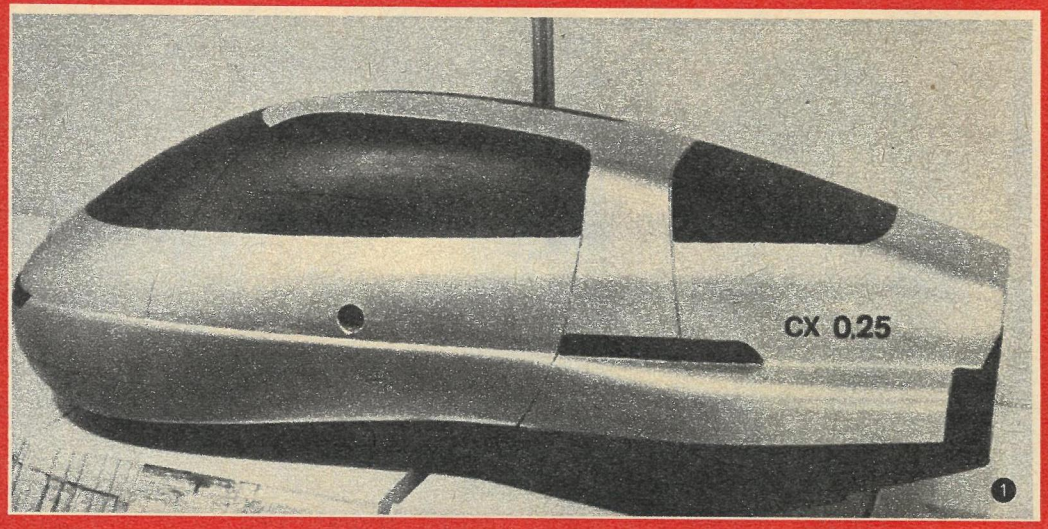
des. Sie war nach dem Tscheljuskin-Abenteuer noch oft in der Eiswüste. Karina Wassiljewa zieht es nicht sonderlich dahin. Ihr liegen mehr die südlichen Gefilde…

Natürlich läßt sich schwer sagen, wo die Ursachen dafür liegen. Vielleicht ist es einfach nur der Hang zur Wärme, die Liebe zur Sonne… Vielleicht aber hat sich in ihr Unterbewußtsein tief eingegraben, was nach der Rettung von der driftenden Eisscholle geschah.

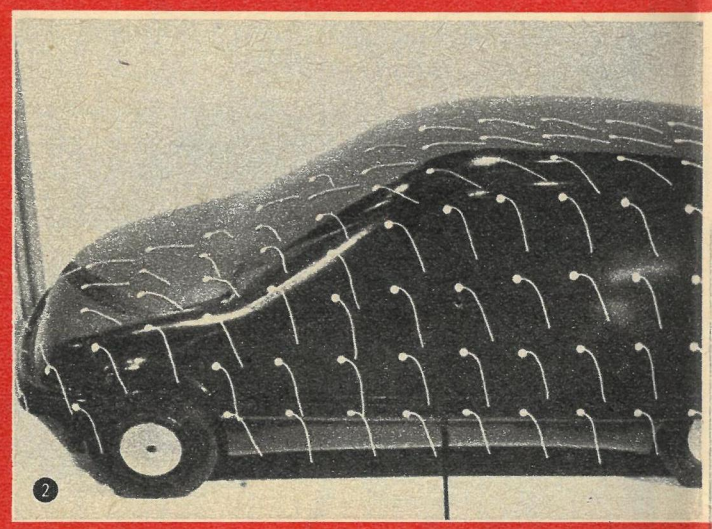
Dorothea Wassiljewa erzählt: „Von Wankarem aus sollten uns Tschuktschen zum Hafen Prowidenija bringen. Man hatte sie aus vielen Rayons nach Wankarem gerufen, denn es war auch erwogen worden, die Tscheljuskin-Besatzung mittels Hundeschlitten zu retten. Der Plan wurde zugunsten von Flugzeugen aufgegeben. Karina und ich bekamen einen Schlitten zugewiesen, der von einem Tschuktschen gesteuert wurde aus einem fremden Rayon. Er kannte sich in der Gegend nicht aus. Als wir losfuhren, herrschte ein großer Sturm. Die ortskundigen Tschuktschen fuhren voran, wir hinter ihnen her. Plötzlich waren unsere Vorderleute weg. Wie vom Winde verschluckt. Der Tschuktsche und ich sprangen ab vom Schlitten, um nach Spuren zu suchen. Vergeblich. Karina saß allein im Schlitten. Dick eingepummelt in einem riesigen Pelzpaket. Plötzlich blicke ich hoch, und mir bleibt fast das Herz stehen. Keine Hunde, kein Schlitten, keine Karina… Und der Sturm tobte. Verzweifelt begannen wir zu suchen. Der Tschuktsche flehte die Götter an, ich weinte, und mit einem mal sah ich die Hunde wie Gespenster aus dem Sturm heraus auftauchen. Ich stürzte auf den Schlitten zu, suchte, wühlte alles durch, aber das Pelzpaket mit Karina war weg. Der Tschuktsche spannte sofort den Leithund aus, gab ihm Witterung, und schon liefen wir hinter ihm her. Plötzlich hielt er vor einer großen Schneewehe, stürzte sich hinein, wühlte darin herum, und hatte das Pelzpaket im Maul.

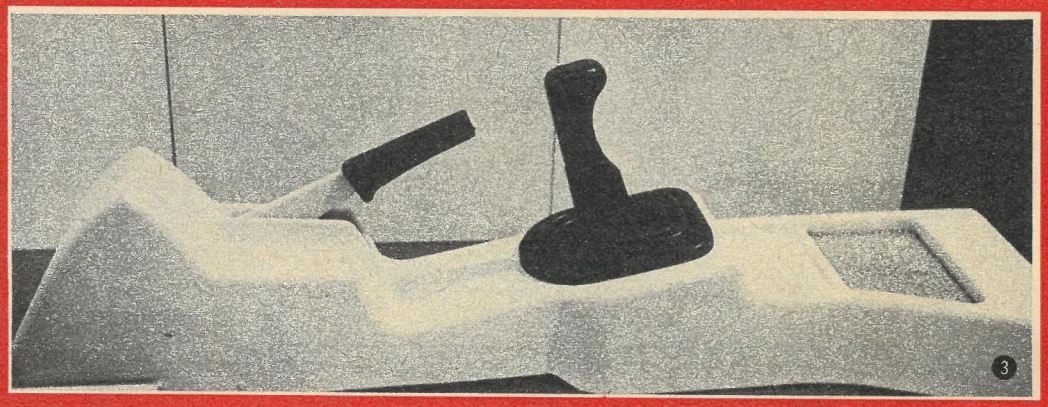
Ich öffnete die Verschnürung, schlug den Pelz zurück. Da lag meine Karina. Still lächelte sie mich an.“

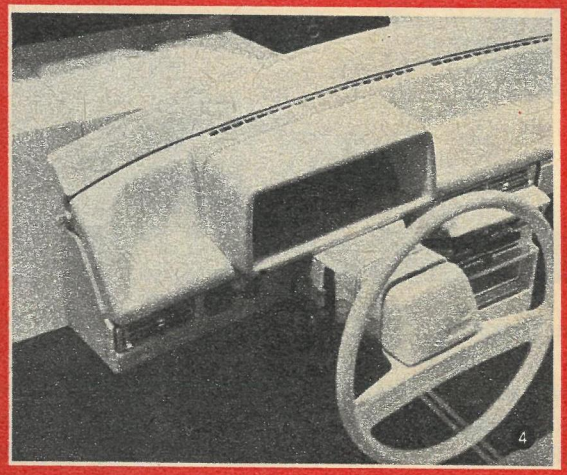
Fotos: Volkmar Billeb (4), Archiv (9), APN; Karte: Jochen Arfert

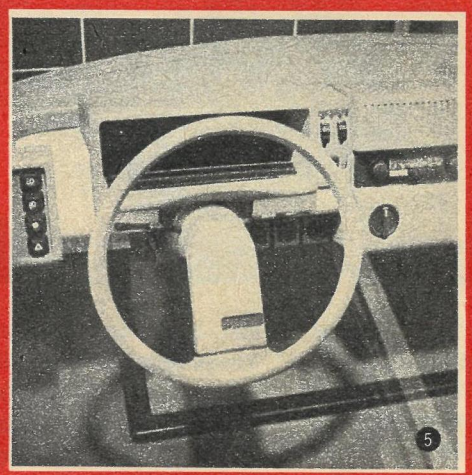


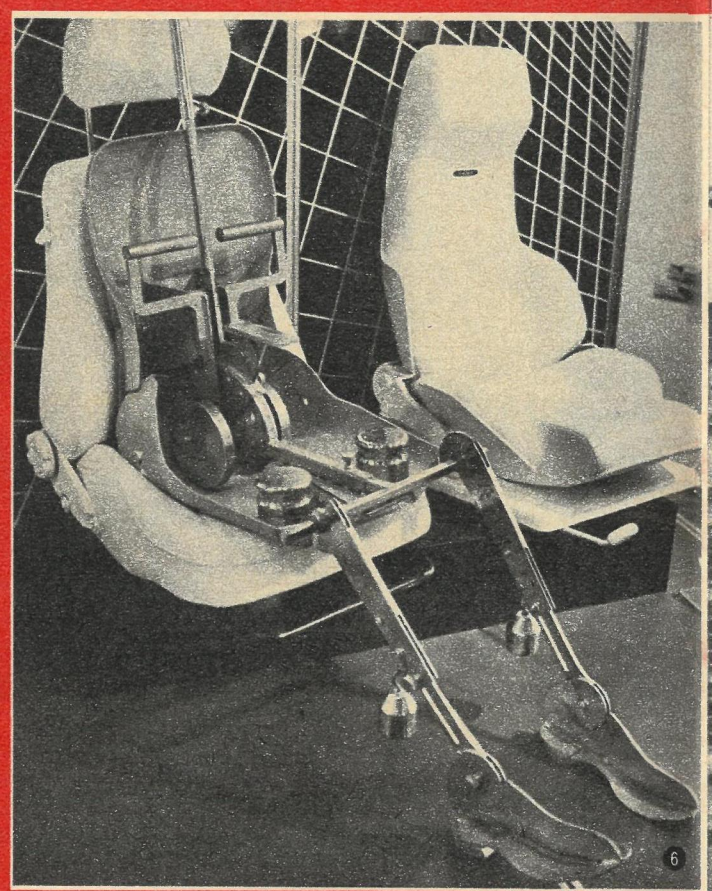
1


2


3


4


5


6

Rallye mit LKW

Das polizeiliche Kennzeichen „JN 49-88" weist den bulligen, buntbemalten Transporter als Fahrzeug aus, das in Jablonec, ČSSR, angemeldet ist. Dort aber hat das Rallye-Fahrzeug seine wenigsten Kilometer gemacht. Und so ist es, taucht es mal in der Heimat auf, vielbestaunte und -bekletterte Sensation. Der TATRA 815 mit luftgekühltem V-12-Dieselmotor, Zentralrohrrahmen und Pendelhalbachsen (nach TATRA-Tradition) und 6 × 6 Antrieb mit verändertem Getriebe bringt bis zu 150 km/h auf die Pisten. 1985 nahm die ČSSR erstmalig mit TATRA- und LIAZ-Wagen an der Rallye Paris–Dakar teil. Wegen des guten Eindrucks, den sie hinterließen, wurde auch zum diesjährigen Wettbewerb ein ČSSR-Team zugelassen. Die vier Wagen hielten wieder wacker mit, hatten aber am Ende Pech. Ein fremder umgestürzter LKW blockierte die Straße, und so erreichten sie außerhalb des Limits das Ziel. Bis zur 17. und vorletzten Etappe hatte noch ein LIAZ auf Platz 3 und ein TATRA auf Rang 2 gelegen!

Pannentips

KÜHLWASSERSCHLAUCH-DEFEKT: Bei einem undicht gewordenen Kühlwasserschlauch ist folgende Notlösung möglich. Gut durchgekauter Kaugummi wird in den Riß gedrückt. Dann ist der Schlauch an der Schadstelle mit Lenker- oder Isolierband sowie Drahtlagen fest zu umwickeln. Hat man Reinalit oder einen ähnlichen Kleber zur Hand, wird die Schadstelle um den ganzen Schlauch damit bestrichen. Nach kurzem Antrocknen wickelt man Lenkerband, Ankerplast oder Isolierband fest darüber und wiederholt das zwei- bis dreimal. Diese Notreparatur hat sich schon als absolut dauerhaft erwiesen.

SICHERUNGSERSATZ: Fehlt bei einer durchgebrannten Sicherung Ersatz, läßt sich der Schaden mit einem Stück Silberpapier, z. B. aus einer Zigarettenschachtel, überbrücken. Grundsätzlich muß aber vorher die Ursache für den Kurzschluß beseitigt werden, damit nicht noch größerer Schaden entsteht. Diese Maßnahme ist nur im echten Notfall vertretbar!

KRIECHFUNKENSTRECKEN: Haben Kriechströme eine Funkenstrecke in die Isolierkörper der Zündspule oder des Verteilerfingers gebrannt, wird diese ausgeschabt und mit Nagellack ausgestrichen. Der Zündfunke gerät dann nicht mehr auf Abwege.

KERZENSTECKERDEFEKT: Ist ein Kerzenstecker durchgeschlagen und fehlt der passende Ersatz, kann das Zündkabel direkt an die Kerze angeschlossen werden. Dazu ist es notwendig, ein Stück 1 bis 2 Millimeter

Frustig ist es, im Stau

Auto-Tendenzen

„Wie wird das Auto sein?" – Diese Frage war Motto einer Ausstellung, die von der Redaktion der „Iswestija" jetzt in Moskau veranstaltet wurde. Sowjetische Designer präsentierten dort Ent- und Verwürfe als Antworten. Unser Foto 1 zeigt das Holzmodell eines aerodynamisch optimal ausgelegten PKW. Bild 2 ist ebenfalls ein Modell, das vom Kleinwagen „Oka" (siehe Heft 15) zur Erprobung im Windkanal gebaut wurde. Fähnchen machen den Strömungsverlauf um die Karosserie sichtbar. Bild 3: So sah das Gestaltungsmodell für Schaltknüppel und Handbremse des „Samara" aus, der inzwischen in Serie produziert wird. Fotos 4 und 5: Das Instrumentenbrett des neuen Lada 2108 „Samara". Noch nicht ausgereift war das linke Modell, deshalb gelangte es auch nicht in die Produktion. Lenkrad und Instrumentenbrett des jüngsten sowjetischen PKW-Modells bekamen vielmehr das rechts daneben abgebildete Aussehen. Bild 6: Eine Versuchsanordnung zur Gestaltung von Fahrersitzen für den „Samara".

Die Ausstellung gab einen interessanten Überblick über Traditionen sowjetischer PKW-Gestaltung, zum Beispiel einen Tropfenwagen aus den frühen fünfziger Jahren, entwickelt im Kfz-Institut NAMI. Überzeugend auch, wie sich der „Saporoshez" von der Karosseriegestaltung in zwei Jahrzehnten vervollkommnete.

Willi Heinrich

Der Kleine putzt sich

Steht man vor dem Polski Fiat 126 p in der Absicht, über ihn zu berichten, so meint man zunächst, es hieße Eulen nach Athen tragen. Doch dann wird einem plötzlich klar: Die kleine Limousine ist außen wie innen hübscher geworden. Was 1973 erstmalig vom Band lief und wiederholt sparsam modernisiert wurde, bezeichnet man heute intern als Version FL – „facelifting" (etwa übersetzbar durch „Gesichtschirurgie"). Verbessertes Aussehen verbirgt die nun ECE-gerechte Gestaltung der konstruktiven Details, aber auch erhöhten Fahrkomfort (neu angepaßte Teleskopdämpfer) und optimierte Wirtschaftlichkeit. Durchschnittsverbrauch: 5,5 l/100 km. Der seilzugbetätigte Anlasser wich endlich dem elektrischen.

Wird der weltweit kleinste Fiat heute nur noch in der VR Polen bei FSM gebaut, so sichert das den 28 000 Beschäftigten des Kleinwagenkombinats einen Export von jährlich allein 40 000 bis 45 000 Wagen nach Westeuropa. Weitere 15 000 126 p wurden 1985 in der ČSSR, in Ungarn, der SFRJ sowie Kuba, Bangladesh und in der VR China abgesetzt. Für 1986 dürften es weit über 20 000 werden bei einer Jahresproduktion von 200 000 Wagen.

Ab 1987 mausert sich der 126 p weiter: flüssigkeitsgekühlter, geräuschärmerer 703-cm³-Zweizylindermotor liegender Bauart mit 22,1 kW (30 PS). Das sind 4,3 PS mehr als jetzt verfügbar. Über dem Motor entsteht ein Kofferraum, der das gegenwärtige Stauvolumen des Wagens von nur 100 dm³ beträchtlich vergrößert. Zugänglich durch eine hohe Heckklappe bietet sich die Nutzung als Kombi an. Und nach 1990/91 steht für die 18 Betriebe des Kombinats FSM ein völlig neues Modell „ins Werk".

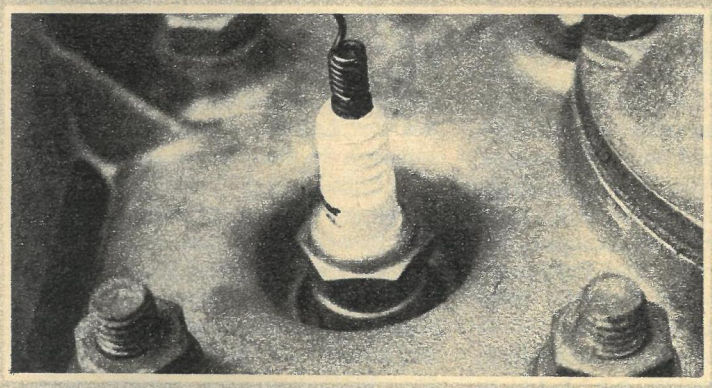
S. H. Karbaum

PS-Nachrichten

DER 10 000. „MULTICAR" wurde unlängst an das polnische Außenhandelsunternehmen „Polmet" ausgeliefert. Die bewährten kleinen Nutzkraftwagen aus dem VEB Fahrzeugwerk Waltershausen werden in der VR Polen seit 26 Jahren hauptsächlich für Kurzstreckentransporte, Winterdienst und Abfalltransporte eingesetzt. Das Jubiläumsfahrzeug ist mit einem Pritschenaufbau für großvolumige Güter ausgestattet.

PANNENHILFE auch für Motortouristen aus der DDR leistet das ČSSR-Reisebüro „autoturist", das zur tschechoslowakischen Schwesterorganisation unserer GST, „Svazarm", gehört. Mobile Einsatzfahrzeuge bringen den Pechvögeln, sofern sie eine Auslands-Kaskoversicherung abgeschlossen haben, unentgeltlich Hilfe. Je nach Schaden wird sofort an Ort und Stelle repariert oder zur nächsten Werkstatt abgeschleppt.

NEUE LKW-REIFEN aus dem Stammbetrieb des VEB Reifenkombinat Fürstenwalde werden gegenwärtig von einer „Testflotte" stattlicher Lastkraftwagen vom Typ LIAZ auf Straßen und Autobahnen südlicher DDR-Bezirke erprobt. In zwei Schichten absolvieren sie täglich 800 Kilometer – teilweise mit polizeilich erlaubtem erhöhtem Tempo – auf einer vorgeschriebenen Rundstrecke. Unter voller Radlast werden die Reifen strapaziös auf Laufleistung, Abrieb, Brems- und Spurverhalten geprüft.

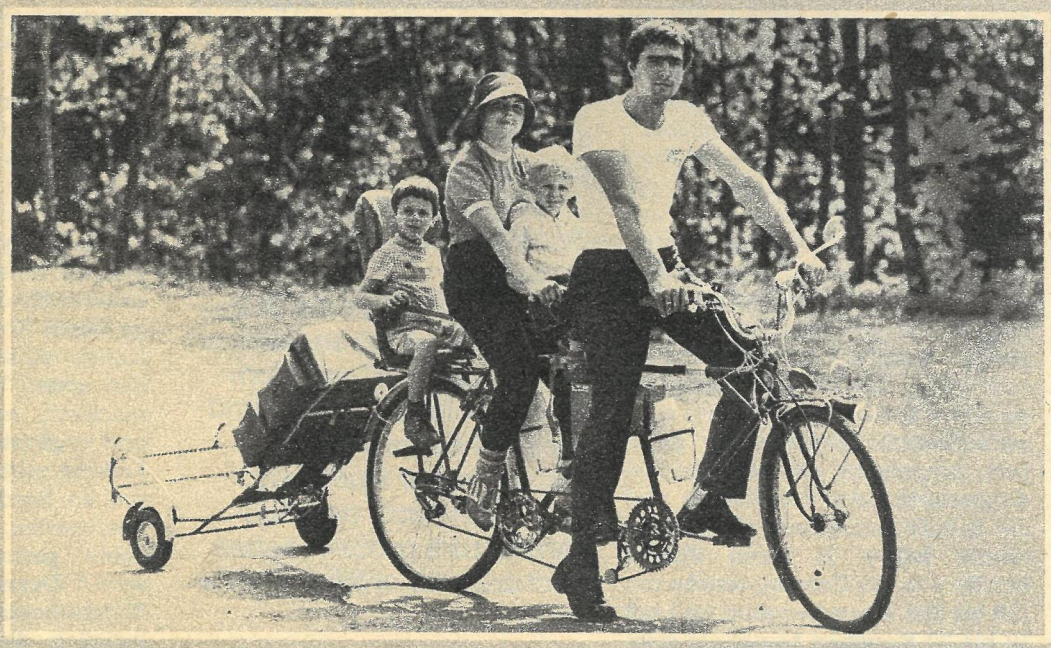


starken Drahtes fest um den Anschlußstift der Kerze zu wickeln. Auf das freie, abstehende Drahtende läßt sich das Zündkabelende leicht aufschieben (siehe Bild).

ÜBERHITZUNG: Steigt die Motortemperatur unzulässig hoch an (rotes Feld in der Anzeige) und kann man aus Gründen der Verkehrssicherheit nicht sofort anhalten, sollte man sofort die Fahrzeugheizung samt Gebläse einschalten. Diese „Zusatzkühlung" holt die Motor- bzw. Kühlsystem-Temperatur erst einmal herunter und beugt einem „Hitzekollaps" vor.

L. Liebmann

Leserfoto



Aller guten Dinge sind vier.

Fotos: Volkmar Billeb (6), Siegfried H. Karbaum, K. Hurrelmann, W. Migowitsch
Redaktion: Klaus Hurrelmann

zu stehen: mobile Fariah, fariah, ooooh!

Order für Kanton: Pelze gegen Tee

Eine Dokumentation von Helmuth Pelzer

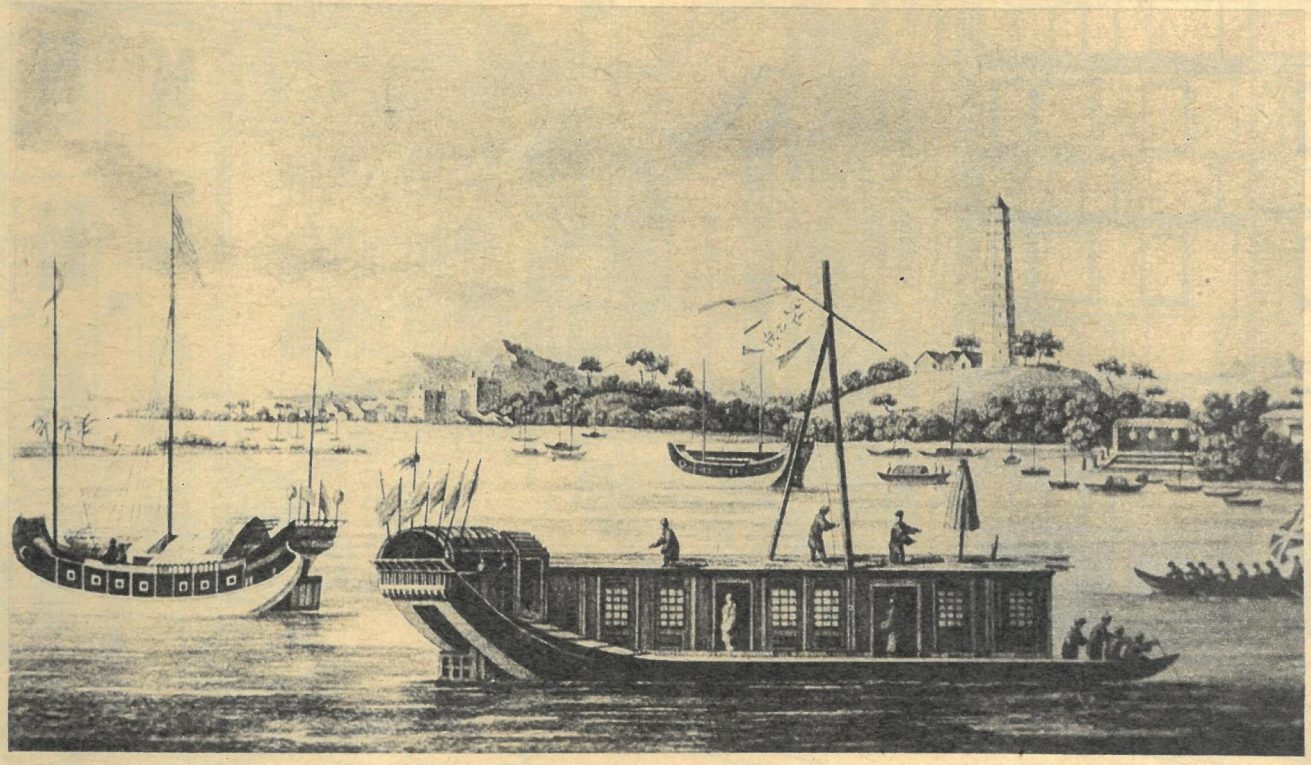
Am 7. August 1803 setzten die russischen Fregatten „Nadeshda“ und „Newa“ auf der Reede von Kronstadt alle Segel zur Reise um die Welt. Ein junger Kommodore führte die Expedition: Adam Johann von Krusenstern. Er wagte die risikoreiche Fahrt, um den Beweis zu erbringen, daß die Siedlungen auf Kamtschatka und die russischen Niederlassungen an der Küste Alaskas weitaus günstiger über Atlantik und Pazifik hinweg zu versorgen sind. Zugleich weitete er mit seiner dreijährigen Weltumseglung die Reihe russischer, geographischer Entdeckungen zur See in neue, kaum erforschte Räume aus, bahnte nachfolgenden Weltumseglern und Entdeckern den Weg durch Meere und Ozeane.
Die letzte Etappe der Reise begann, als Krusenstern mit der „Nadeshda“ von Kamtschatka in See stach und Kurs auf Chinas Küste nahm. Es war Rußlands erster Versuch, den Seehandel zum großen, nahen Nachbarn zu eröffnen – via Kanton.

Die „Nadeshda“ hatte in den vergangenen 39 Tagen ihrer Reise von Kamtschatka nach China tagelang schwere Schneestürme, einen weiteren Taifun und danach, zwei Wochen andauernd, heftige, gefährliche Stürme durchstanden. Seither waren alle Segel an Bord zerfetzt und zerschlissen, und dies hatte den Kommodore gezwungen, die beste Garnitur an Segelzeug – das er eigentlich für die Wetter im Südchinesischen Meer, im Indischen Ozean und beim Kap der Guten Hoffnung aufsparen wollte – anschlagen zu lassen. Denn zu riskant wäre es gewesen, mit schwachen Segeln durch die Enge von Inseln und Klippen der Straße von Formosa (Taiwan) zu kreuzen, noch dazu gegen widrige Winde und grobe See…
Hart am Wind, der nach Norden umlief, steuerte die „Nadeshda“ Kurs West-Nordwest. Anderntags passierte sie die gefürchteten Pratas-Inselklippen (Dongshadao), die seinerzeit Cooks Schiffen „Resolution“ und „Discovery“ um Haaresbreite zum Verhängnis geworden wären. Unversehens, „in der Nacht um 1 Uhr“, sah sich die Fregatte „von einer großen Menge chinesischer Fischerboote umringt“, worauf der Wachoffizier augenblicklich befahl, Segel zu reffen, „um nicht einige von ihnen zu übersegeln“. Als der Tag dämmerte, erblickten die Seefahrer bereits „die ganze Küste von China“, der zum ersten Mal in der Geschichte weltweiter Seefahrt ein Schiff unter russischer Flagge entgegenfuhr.
Vor einer der Inseln vor Macao hielt eine kleine, einmastige Dschunke auf die „Nadeshda“ zu, drehte bei; ein wettergegerbter Alter kletterte übers Fallreep an Bord, erbot seine Dienste als Lotse. Der Tag neigte sich. Die Sonne glühte in flammendem Rot, und just in diesem Moment gewahrten die Männer der Fregatte einen ungewöhnlichen Anblick: „Eine große Flotte von Booten, die aus 300 Segeln zu bestehen schien“, ankerte im Windschutz der Insel Lantoo. „Wir hielten sie für Fischerboote und segelten daher ruhig vorüber“, berichtete Krusenstern. Zwei Tage später – in Macao – erfuhr er dann, „daß dies eine Flotte von chinesischen Seeräubern gewesen war, welche schon seit 3 Jahren rauben und jedes Schiff, das nicht auf seiner Hut ist und ihnen nicht stark genug bewaffnet zu sein scheint, angreifen.“ Erst vor kurzem hatten sie einen amerikanischen und zwei portugiesische Frachtsegler gekapert, ausgeraubt, die Seeleute niedergemacht oder verschleppt und die Schiffe verbrannt. „Diese Seeräuber haben in ihren Flotten Schiffe von 200 Tonnen, welche mit 150 bis 250 Mann bemannt und mit 10 bis 20 Kanonen bewaffnet sind. Gelingt es ihnen, ein Schiff zu entern, so sind sie, ihrer überlegenen Anzahl von Mannschaft wegen, ihrer Beute gewiß.“ Kaum ein Kauffahrteischiff wagte es noch – so hörte Krusenstern von den verunsicherten Handelsleuten –, Macao oder Kanton (Guangzhou) ohne die Eskorte starker englischer Fregatten oder Kanonenboote anzulaufen.
Die „Nadeshda“ ankerte allerdings bereits sicher auf Reede vor Macao, als der Kommodore – über die unerkannte, tödliche Bedrohung nachsinnend – den Schluß zog: „Nur der starke Sturm konnte die von uns gesehene Flotte abgehalten haben, uns anzugreifen. Diese Räuber hätten um so gewisser ihres Erfolges sein können, da wir nicht den geringsten Argwohn hatten…“

Ungewißheit um die „Newa“

Macao, die „Portugiesenstadt“, leuchtete vom Ufer. Flache, buntgetünchte Depots, weiße, prächtige Häuser, umgeben von Mauern und grünen Parks, erhoben sich auf der kleinen Halbinsel am südwestlichen Ende der Bucht des Perlflusses (Xijiang), umringten den engen Hafen, in dem von den Masten ankernder Schiffe die Flaggen verschiedener Länder wehten. Doch so sehr der Kommodore, seine Offiziere und Männer auch Ausschau hielten: Nirgendwo erblickten sie ein Schiff, das in seiner Silhouette der „Newa“ glich. Dabei hätte Lisjankijs Fregatte längst vor der „Nadeshda“ in Macao sein müssen, denn so hatten es Krusenstern und Lisjanskij verabredet, als sich die Schiffe – voriges Jahr im Juni – bei Hawaii trennten. Die „Newa“ sollte an der Aléuten- oder Alaskaküste, in Kodiak oder Sitka (Sitke), überwintern und im Spätsommer, beladen mit Pelzen der Russisch-Amerikanischen Kompanie, nach China absegeln. „Ein Hauptzweck unserer Reise war, den Produkten unserer Kolonien in Amerika einen gewissen Absatz für die Zukunft in Kanton zu sichern und auch hierin den ersten Versuch s e l b s t zu machen“, erläuterte Krusenstern und ergänzte: „Der Betrag dieser Ladung sollte in chinesischen Waren an Bord beider Schiffe verladen werden. Ich war daher jetzt in keine geringe Verlegenheit gesetzt.“ Denn bei der Abreise von Kamtschatka hatte die „Nadeshda“ lediglich die bescheidene Menge „von 400 Seeotter- und einigen Seehundsfellen“ übernehmen können…
Der Kommodore verbrachte eine unruhige Nacht. Das Schiff schwankte in Wind und kabbeliger See auf Reede, zerrte an den Ankertauen. Morgens um acht Uhr näherte sich, mit kräftigen Ruderschlägen getrieben, ein großes Boot der Fregatte. Der Comprator – ein chinesischer Händler, der die fremden Schiffe versorgte – stieg, geschäftig-wichtig, an Bord. „Unsere erste Frage betraf die ‚Newa‘“, erzählte Krusenstern. Doch als der Schiffsagent versicherte, er habe noch niemals zuvor eine Flagge gleich der auf der „Nadeshda“ gesehen, wandte sich der Kommodore enttäuscht ab, überließ den Shipchandler und die Geschäfte seinen Offizieren. Düstere Ahnungen überkamen ihn, zumal der Steuermann des Kompanieschiffes „Konstantin“, das im September von der amerikanischen Küste in Peter-Pauls-Hafen eingetroffen war, ihm erzählt hatte, daß die „Newa“-Besatzung in einen Kampf mit Indianern verwickelt gewesen war. Und die wilden Stürme auf dem Ozean? Vielleicht war Lisjanskijs Fregatte dem Wüten der Elemente unterlegen? Oder womöglich waren die Gefährten, noch zuletzt hier vor der Küste, ein Opfer der Seeräuber geworden? Tag für Tag verging mit Grübeln und Ungewißheit. Nach jedem Rahsegler, dessen Umrisse am Horizont auftauchten, wurde gespäht – vergebens. Der Kommodore dachte bereits daran, allein die Heimreise anzutreten…
„Nachdem ich das Schiff zu unserer Rückreise nach Europa schon fast ganz in Stand gesetzt hatte, kam die ‚Newa‘ den 3. Dezember in Macao an. Die Mannschaft… befand sich im besten Wohlsein; sie hatte während ihres langen Aufenthalts an der Küste von Amerika… und während ihrer Fahrt nach China keinen Mann durch Krankheit verloren. Selbst von den in einem Gefecht mit den Wilden Verwundeten war keiner gestorben. Dies beweist ebenso sehr die Sorgfalt, die man auf dem Schiff für die Mannschaft trug, als auch die Geschicklichkeit und unermüdete Tätigkeit ihres verdienstvollen Arztes, des Dr. Laband“, resümierte Krusenstern in den Bordaufzeichnungen. Läßt er auch – wie es ihm wesenseigen war – von seinem inneren Bewegtsein kaum etwas spüren, so waren für ihn die Stunden des Wiedersehens doch Anlaß zu höchster Freude und tiefster Genugtuung: Die vierte Reiseetappe der Weltumseglung neigte sich zum glücklichen Ende. Zugleich schloß sich für ihn, den erst Fünfunddreißigjährigen, ein Kreis seines Lebens. Denn hier – in Macao und Kanton – hatte vor acht Jahren alles den Anfang genommen: die Idee und der Plan für die Reise. Kapitän Lisjanskij erstattete Krusenstern Bericht, vergewisserte den Kommodore dabei – unter anderem anhand eines Stoßes von Karten – wie unermüdlich auch er zum Gelingen der Expedition bei-

getragen hat: Verschiedene Inseln der Aléuten und Alaskas, die vordem nur in unbestimmten Umrissen kartiert waren, hatte er gewissenhaft erforscht, Daten über Wind und Klima gesammelt sowie die Tiefen mehrerer Buchten, die er als Häfen für geeignet hielt, genau sondiert. Und er erzählte von dem Gefecht mit den Indianern, die von amerikanischen Pelzhändlern Gewehre erhalten und die russische Siedlung Nowoarchangelsk auf der Insel Sitka angegriffen hatten – die Matrosen der „Newa" schlugen zurück, halfen den Siedlern und Pelzjägern, eine kleine, erhöhte Holzfestung zu erbauen. Krusenstern ernun in einem, ihm vollkommen neuen, ungewohnten Metier bewähren – als Handelsmann. Doch auch darin bewies er seine Welterfahrung und Gewandtheit. Obendrein ging, glücklicherweise, den lokalen Behörden Kantons das lockende Geschäft über das dekretierte Prinzip: Obwohl die Fregatten unter der Flagge der russischen Marine segelten, wurde es zuerst der „Newa", siebzehn Tage später auch der „Nadeshda" erlaubt, buchtauf nach Whampoa, den Hafen Kantons, zu segeln. Krusenstern war zu Lisjanskij an Bord gegangen, Ratmanow brachte die „Nadeshda" am 25. Dezember an



Boot des Zollaufsehers von Kanton (Guangzhou) – zu Zeiten Krusensterns einziger, für ausländische Schiffe geöffneter Hafen Chinas. Kupferstich nach einer Zeichnung von Dr. Tilesius, des zweiten Naturforschers der weltumspannenden Krusenstern-Expedition.

fuhr überdies, daß die „Newa" samt ihrer Besatzung und ihrer wertvollen Pelzladung beinahe im Ozean versunken wäre: Am 15. Oktober war sie – vor einer kleinen, unbekannten Pazifikinsel – auf einem Korallenriff gestrandet. Viele Stunden hartes Ringen aller Männer kostete es, sie von dieser unheilvollen Umklammerung zu befreien und vorm drohenden Untergang zu retten. All das war nun überstanden! 120 000 Felle von Meerkatzen sowie 4400 Biber-, Otter-, Fuchs- und Luchspelze, erstmals auf direktem Weg von russischen Schiffen zu Chinas Küste gebracht, standen an Bord der „Newa" und „Nadeshda" für Kantons gewinnsuchende Händler zum Kauf…

Handeln mit dem Hong

Kommodore Krusenstern, der Seefahrer und Entdecker, mußte sich

den Zollkai an der Perlfluß-Mündung, legte neben der „Newa" an. Inzwischen hatte sich der Kommodore der Vermittlung englischer Kaufleute versichert, von denen er einige während seines „ersten Aufenthalts in Kanton kennengelernt hatte". Dennoch merkte er bald, daß sich das Anknüpfen von Geschäften mit dem Hong – der für den Europahandel einzig privilegierten Gilde „von acht bis zehn Kaufleuten" – keineswegs leicht bewerkstelligen ließ: „Obgleich man uns ohne die geringsten Hindernisse erlaubte, unseren Handel in Kanton zu eröffnen, so fand sich doch nicht sogleich ein Kaufmann aus dem Hong, welcher den Kauf der Ladungen übernehmen und für die Schiffe gutsagen wollte. Die älteren Kaufleute scheuten sich, sich mit uns einzulassen… Endlich fand sich ein junger Kaufmann, der jüngste aus dem Hong, Lucqua, der… es wagte, der Sicherheitskaufmann beider Schiffe zu sein", verzeichnete Krusenstern.
Herr Lucqua, der gescheiterweise seine Furchtsamkeit hinter sein Gewinnstreben stellte, machte dann auch – weil sich der Kommodore nicht allzusehr mit Feilschen und anderen merkantilen Tricks auf-

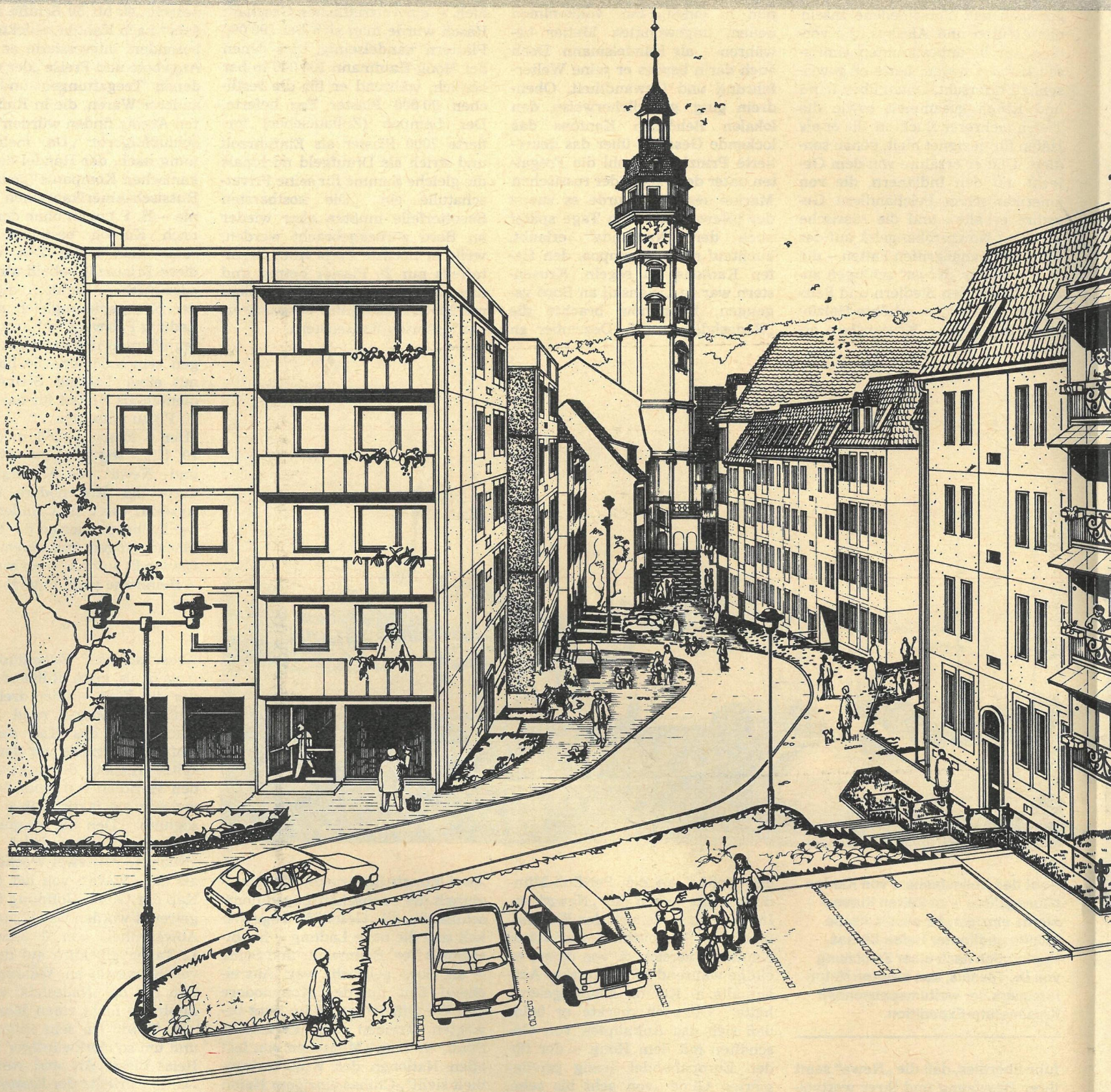
Zwei Monate dauerte der Chinaaufenthalt der russischen Expeditionsschiffe, bis alle Geschäfte abgewikkelt und die neue Ladung – hauptsächlich Tee, Baumwolle und Seide – an Bord gebracht war. Ausreichend Zeit für den Kommodore und die Offiziere, sich im bunt-bewegten Treiben der exotischen Stadt, wo man „Menschen von fast allen Nationen der Welt versammelt sieht", Chinas einzigem Hafen für den Überseehandel mit Europa, ausgiebig umzuschauen: Zehntausende Wohnboote, auf denen Familien „der ärmeren Klassen" hausten, schwammen in Mündungsarmen und Kanälen; Bettler, „deren höchst ekelhaftes Ansehen das Gehen… sehr unangenehm macht", bevölkerten die Straßen; andererseits zeigten allerorts allerlei Handwerker ihre außergewöhnlichen Fertigkeiten, faszinierte das große, lebenserfüllte Kanton. Doch Krusenstern begnügte sich nicht mit diesen Auffälligkeiten. Er dokumentierte auch alles, was er über den Chinahandel anderer Länder in Erfahrung bringen konnte, über die politischen Verhältnisse im Lande, über die florierenden Geschäfte der Engländer und Amerikaner, wovon letztere bereits seinerzeit „40 bis 50 Schiffe in einem Jahr" nach Kanton schickten. Ganz besonders interessierte er sich für Angebote und Preise „der verschiedenen Teegattungen und einiger anderer Waren, die in Rußland guten Absatz finden würden". Und er schlußfolgerte: „Da, meiner Meinung nach, der Handel der Amerikanischen Kompanie (gemeint: der Russisch-Amerikanischen Kompanie – H. P.) nicht ohne den Handel nach Kanton bestehen kann…, sollte man keine Zeit verlieren, diese Erlaubnis sobald als möglich auszuwirken, damit… die Schiffe der Kompanie sogleich mit einer Ladung Pelzwerk in Kanton einlaufen könnten und sie nicht gezwungen sein möchten, die halbe Welt mit einer Ladung Steine (Steine dienten als Ballast für die Segler – H. P.) zu umsegeln…"
„Den 9. Februar 1806, morgens um 10 Uhr, segelten die ‚Nadeshda' und ‚Newa' von Whampoa", notierte der Kommodore über die Ausfahrt von China. Anderntags, in der Frühe, passierten die Fregatten Macao, gingen „mit einem frischen Ostwind" auf die – sechsmonatige – Heimreise nach Petersburg.

☆

Krusensterns Expeditionsschiffe trugen als erste Rußlands Flagge um die Welt – über drei Ozeane und viele Meere, rund um Kap Hoorn und das Kap der Guten Hoffnung. Bereits vor der Südostspitze Afrikas durchschnitten sie den Meridian von Petersburg, vollendeten sie faktisch ihre Weltumseglung. „Den 19. August neuen oder den 7. alten Stils" kam die „Nadeshda" – zwei Wochen später als die „Newa", von der sie vorm Kap der Guten Hoffnung im Nebel getrennt worden war – „nach einer Abwesenheit von 3 Jahren und 12 Tagen glücklich auf der Reede von Kronstadt an. Während dieser Zeit hat die ‚Nadeshda' von ihrer Equipage nicht einen Mann verloren. Gewiß ein sehr seltener Fall, und um so merkwürdiger bei einer Reise dieser Art und von solcher Dauer", urteilte der Kommodore.
Durch seine Weltumseglung hat Krusenstern die Wissenschaft und Seefahrt seiner Zeit um vielseitige und unschätzbare neue Erkenntnisse bereichert, wurde er zum Wegbereiter aller ihm nachfolgenden russischen Weltumsegler und Entdecker. Unvergänglich trug er sich mit seiner Pionierleistung ins große Buch der Seefahrer, Entdekker und der weltumspannenden Seefahrt ein.

Ende

Reproduktionen: Deutsche Staatsbibliothek/Kartenabteilungen; Berliner Stadtbibliothek.

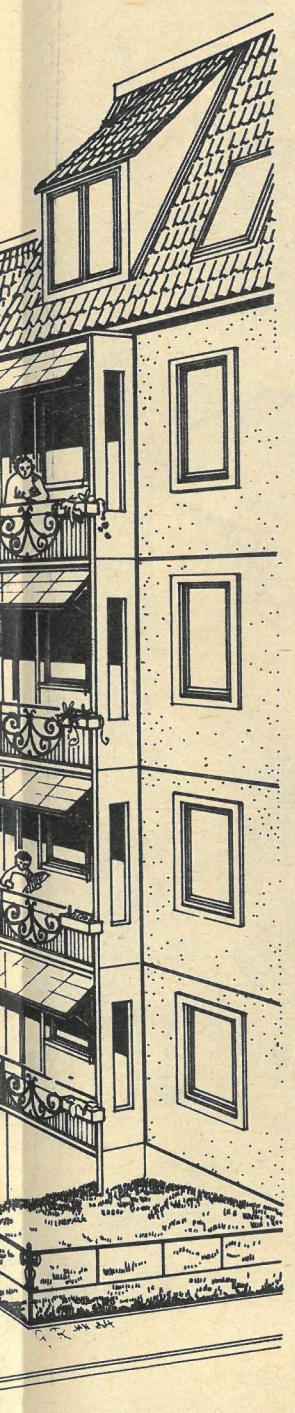


Das auf dem VIII. Parteitag der SED 1971 beschlossene Wohnungsbauprogramm leitete auch für Gera eine neue Etappe sozialistischer Entwicklung ein. Eine spürbare Erhöhung des Bautempos machte deutliche Veränderungen sichtbar. Am augenfälligsten sind sie in der Innenstadt. Mit der durchgreifenden Rekonstruktion des historischen Stadtkerns und komplexer Abschnitte des Geschäftszentrums ist eine bedeutende soziale und baukünstlerische Aufwertung der gesamten Innenstadt Geras erreicht worden. Einwohner und Gäste haben gleichermaßen bestätigt: Die Stadt hat ihre „Mitte" wiedergewonnen, sie hat ein bereichertes und doch vertrautes Bild erhalten. Diese breite gesellschaftliche Resonanz der verbesserten Lebensqualität und der Fortschritte in Städtebau und Architektur bestärken uns, den eingeschlagenen Weg konsequent weiterzugehen.

Horst Pohl,
Oberbürgermeister der Stadt Gera

Treffpunkt Schuhgasse Gera

Eine Beitragsfolge von Prof. D
Institut für Städtebau und
Architektur der Bauakademie



Heute und morgen in unserer Stadt (2)

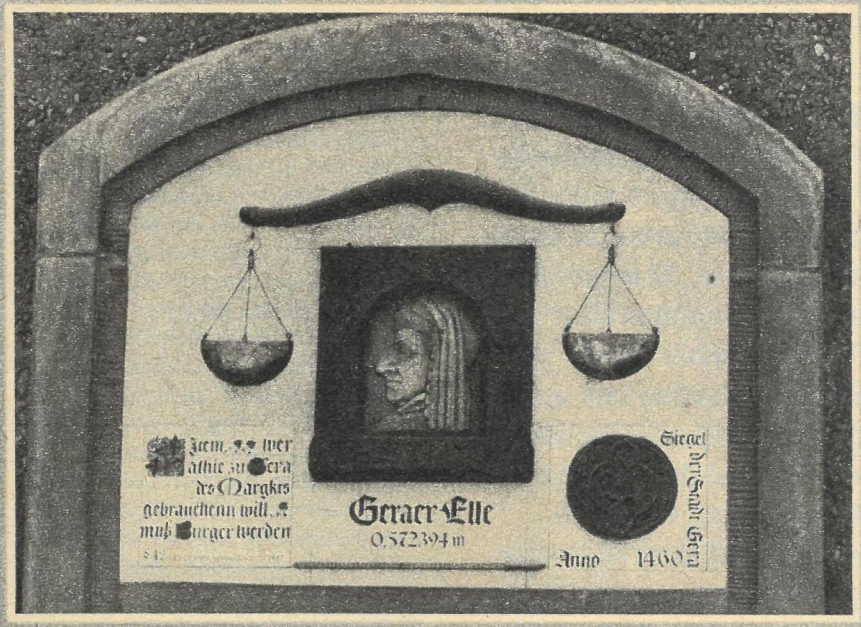
se,

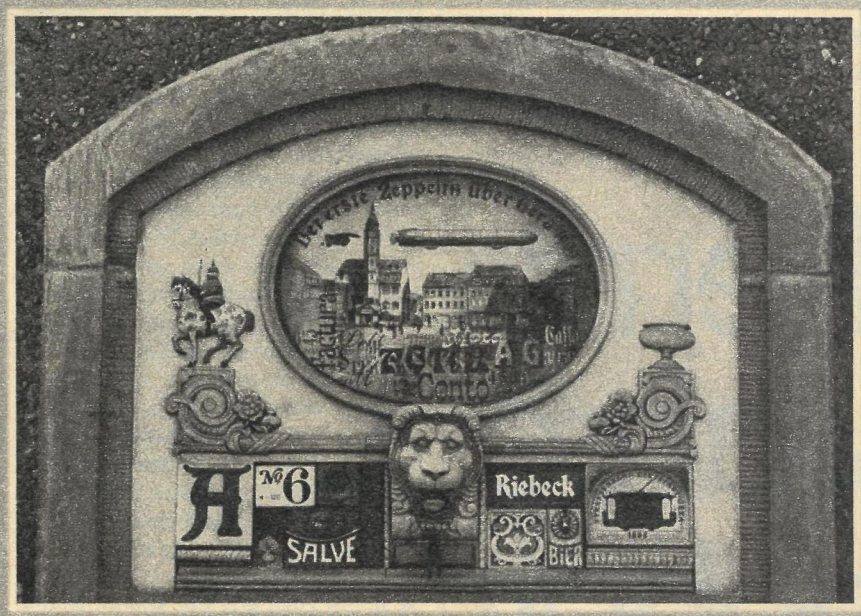
of. Dr. Werner Rietdorf,

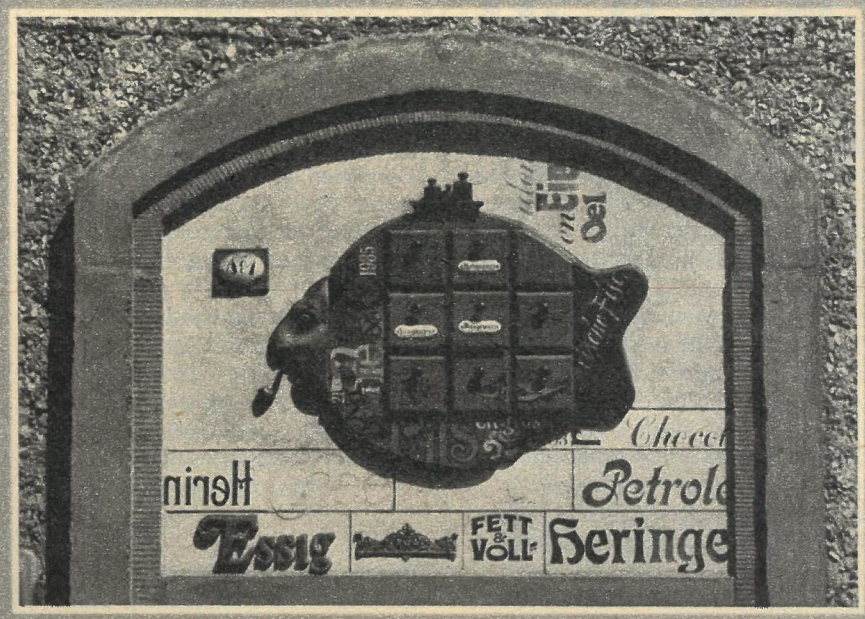
emie der DDR

Das thüringische Gera gilt als überzeugendes Beispiel für die verstärkte intensive Entwicklung unserer Städte. Die Einheit von Erhaltung, Modernisierung, Rekonstruktion und Neubau prägt sich hier, wie vielerorts in der Republik, von Jahr zu Jahr immer deutlicher aus.

Im Zentrum der Bezirksstadt wurden in den Jahren 1983/84 etwa 300 Wohnungen in Großplattenbauweise neu gebaut und etwa 70 Wohnungen rekonstruiert. Eingeordnet in die über Jahrhunderte gewachsene städtebauliche Struktur der Altstadt mit ihren angenehmen Raumfolgen im Wechsel von Straßen und Plätzen, entstanden in der Schuhgasse (Schaubild: Blick zum Rathaus), der Rittergasse und der Greizer Straße zahlreiche 4- und 5geschossige Wohnbauten. Errichtet in der effektiven Großplattenbauweise WBS 70, sind sie dennoch eigenständig und unverwechselbar gestaltet, besonders durch das hier erstmals in dieser Form wiederverwendete Mansardengeschoß mit stark geneigten Außenflächen und einer traditionellen Dachdeckung aus kleinformatigen Betondachsteinen.







Die Bauleute hatten es nicht leicht, in den mitunter nur dreizehn Meter breiten Straßenräumen die sechs Meter langen und bis zu 6,3 Tonnen schweren vorgefertigten Großplatten heranzuführen und die zu ihrer Montage erforderlichen sperrigen Hebezeuge einzusetzen. Erschwert wurde diese Aufgabe durch außerordentlich komplizierte Baugrundbedingungen in Gestalt historisch entstandener, mehrgeschossiger unterirdischer Gewölbe und Gänge, der sogenannten Höhler, vor allem im Bereich der Schuhgasse. Das Architektenkollektiv unter Leitung von Dipl.-Ing. Kurt Griebel und Dr.-Ing. Hans-Georg Tiedt sowie die Ingenieure des Geraer Wohnungsbaukombinats haben sich dadurch nicht entmutigen lassen. Sie meisterten ideen- und erfindungsreich auch die schwierigste Situation. Die komplizierte städtebaulich-architektonische Lösung des umgestalteten Stadtkerns hat inzwischen sowohl bei den Bürgern Geras als auch republikweit, ja über die Grenzen unseres Landes hinaus Zustimmung und Anerkennung gefunden.

Ideenreich und originell wurde in der Geraer Innenstadt die architekturbezogene bildende Kunst in die Gestaltung des rekonstruierten historischen Stadtkerns einbezogen. Peter Willmaser und Christian Lüttich, zwei engagierte Geraer Maler und Grafiker, griffen markante Ereignisse und Besonderheiten aus der Geschichte Geras auf und gestalteten auf ihrer Grundlage eine Reihe liebenswerter Collagen, die nunmehr die Hauseingänge der Neubauten zieren (unsere Fotos). Brunnen und Freiplastiken stehen auf Plätzen und Grünflächen, und im anschließenden Bereich der Häselburg kann sich der Passant an deftigen Geraer Witzfiguren wie dem „Brummochsen“ und der „Gerschen Fettgusche“ von Volker Wendt erfreuen.

Die Baukollektive aus der Geraer Innenstadt sind inzwischen weitergezogen. Einige von ihnen haben seit 1984 im benachbarten Stadtviertel Gera-Zschochern mehr als 1000 Wohnungen neu gebaut, modernisiert oder rekonstruiert. Andere Bauarbeiter brachten ihre Erfahrungen in den Wohnungsbau unserer Hauptstadt Berlin, in der Frankfurter Allee Süd, ein und sind inzwischen auch am Hackeschen Markt und an anderen Bauplätzen im Berliner Stadtbezirk Mitte mit von der Partie.

Zeichnung: Dipl.-Ing. Günter Rehse, Büro des Stadtarchitekten Fotos: Detlev Steinberg

Ferne Jahre der Kindheit

Allen, die wie ich Interesse an sowjetischer Literatur haben, kann ich die Monatszeitschrift „Sowjetliteratur“ empfehlen. Darin werden die besten Werke der sowjetischen Gegenwartsprosa und -lyrik veröffentlicht. Ich besitze einige Jahrgänge dieser preiswerten Hefte und habe damit eine weitere Möglichkeit des Kennenlernens sowjetischer Literatur genutzt. Als Werk der neueren Literatur hat mich Viktor Astafjews „Ferne Jahre der Kindheit“ stark beeindruckt. Sehr lebendig wird die Kindheit des Jungen Witja, der bei den Großeltern in einem sibirischen Dorf am Jenissej lebt, geschildert. Der Schriftsteller spricht sehr das Gefühl an. Außerdem kommt seine große Liebe zur Natur seiner Heimat zum Ausdruck. Man spürt den Duft der Taiga und ahnt die Gewalt des Jenissej.

Sigrid Wäntig, Halle-Neustadt

Als ich noch Studentin war, machte es manchmal ein schönes Stück Arbeit, sich durch alle Pflichtlektüre hindurchzulesen. Aber welch ein Reichtum erschloß sich mir, als ich in meiner langjährigen Tätigkeit als Russischlehrerin bei jeder passenden Gelegenheit auf ein Werk dieser Literatur zurückgreifen konnte. So lauschten meine Schüler – heute tun es meine Enkel – den Märchen von Puschkin, besonders „Zar Saltan“ hatte es ihnen angetan.
Dabei kommt mir eine kleine Begebenheit in Erinnerung. In den fünfziger Jahren wohnte ich auf dem Lande, und mein „Deutschkollege“ und ich wollten den Dorfbewohnern die Literatur näherbringen. So wählten wir sorgfältig jeder eine Novelle aus. Er entschied sich für Storm, ich für Puschkins „Dubrowski“. Und siehe da, Puschkin gewann die Sympathie der Zuhörer… Ganz besonders bewegt haben mich und bewegen mich immer wieder aufs neue – beim Vorlesen auch meine Zuhörer – die kleinen Erzählungen Scholochows aus dem Band „Sturm über der Steppe“. Es ist beinahe unbegreiflich, was das Sowjetvolk erleiden mußte. Bei diesem Gedanken fällt mir ein, daß ich vieles noch einmal lesen und vieles noch neu erobern möchte.

Veronika Mickert, Magdeburg

Die DDR-Erstaufführung des Stückes „Der Witwendampfer“ nach der gleichnamigen Novelle von Grekowa war für mich ein außerordentliches Erlebnis. In wie vielen Kunstwerken sind doch Menschenschicksale im Großen Vaterländischen Krieg gestaltet worden; und doch war es mir, als erlebte ich das Schicksal Anfissas in einer solchen emotionalen Tiefe, zu der ein Mensch überhaupt fähig ist, anders und neu, das erste Mal! Eine ebenfalls äußerst starke Wirkung hinterließ auf mich in jüngster Zeit die psychologisch feinsinnige Erzählung Rasputins „Mama ist fort!“. Sie hat mich in ihrer Sensibilität sehr berührt. Der Leser wird in die freudige, erwartungsvolle Stimmung des Kindes versetzt, das aus erquickendem Schlaf aufwacht und seiner Mama mitteilen möchte, daß es gut geschlafen habe und ihr vielleicht auch seine Träume anvertrauen möchte. Doch so oft der Junge nach seiner Mama ruft, es meldet sich keine Stimme, die Mama ist nicht da.
Er bekommt Angst, eine leichte Traurigkeit überfällt ihn, vielleicht alleingelassen worden zu sein. Doch er versteht es, sich durch das Spielen mit seinem Häschen abzulenken, sich für eine Weile zu beruhigen. Neue Hoffnung keimt in ihm auf, als er an der Tür beim Spielen ein leises Geräusch zu hören glaubt. Und doch wird er in seinen Hoffnungen getäuscht, er wartet vergebens.
„Was Schmerz ist, wußte er schon, Einsamkeit erfuhr er zum ersten Mal.“
Mit diesen Worten endet diese meisterhafte Erzählung. Man möchte dieses und jedes andere Kind vor solcher jähen Erkenntnis, einsam und verlassen zu sein, bewahren. Andererseits jedoch mit ganzem Herzen wünschen, daß kein Kind an solchen schmerzlichen Erlebnissen zerbrechen möge, sondern daß es die Kraft findet, durch sie zu wachsen und zu reifen.

Ilse Gotthardt, Rostock

Sowjetliteratur kann Hilfe, Entdeckung, Herausforderung, Vergnügen sein. Seit dem Auftakt unserer Leseraussprache „Stammkundschaft Sowjetliteratur“ in FW 7/86 erhielten wir viele Briefe, in denen uns auch ganz individuelle Sichten auf weithin Bekanntes und viele Anregungen für einen neuen Griff zum Buch mitgeteilt wurden. Auf diesen Seiten veröffentlichen wir eine letzte Auswahl der Zuschriften, den Abschluß finden Sie im nächsten Heft.

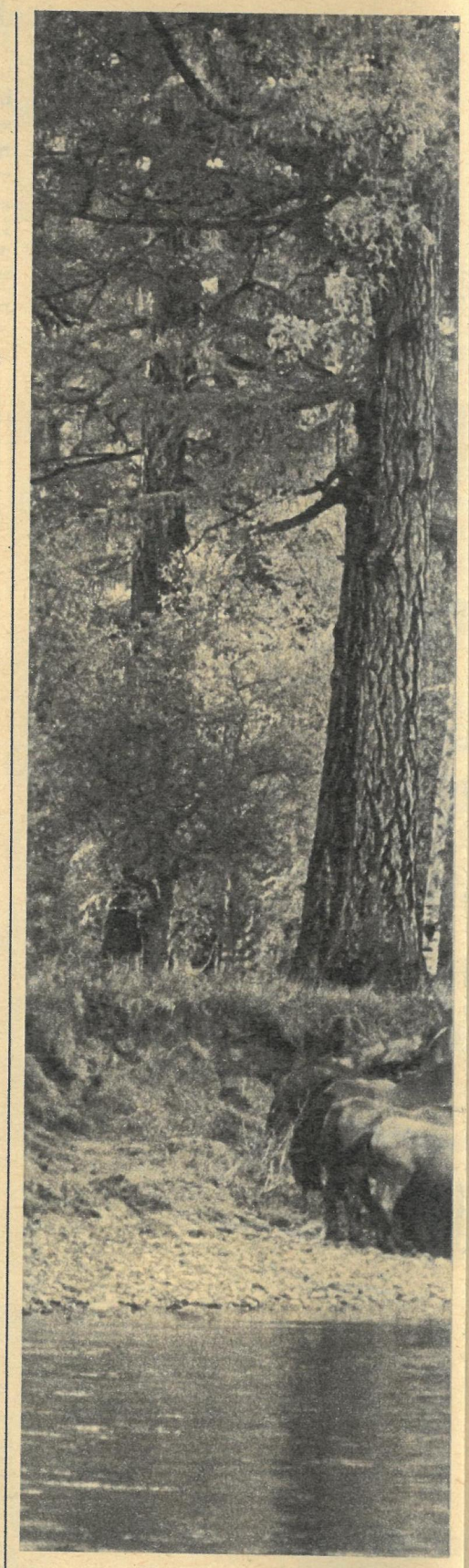
Eine erste Berührung mit sowjetischer Literatur hatte ich schon während der Weimarer Republik im Elternhaus. Mein Vater konnte später viel humanistische Literatur über die Nazizeit hinwegretten. Ich las von Gorki „Wie ein Mensch geboren ward“… Obwohl ich sehr krank bin, komme ich ohne Lesen nicht aus. Tschingis Aitmatow ist von den modernen Schriftstellern mein Lieblingsautor. „Djamila“ und „Der erste Lehrer“ in einem Bändchen und „Der Tag zieht den Jahrhundertweg“ gehören zu meiner Lektüre. „Eis und Flamme“ von Papanin hat mich sehr gefesselt. Im Augenblick lese ich von Wladimir Bontsch-Brujewitsch „Auf Kampfposten in der Revolution“, das ich zu meinem 68. Geburtstag geschenkt bekam. Beim Lesen dieses Buches erhält man ein ganz inniges Verhältnis zu Lenin. Er beschreibt diese Zeit so genau, daß Lenin mit seinem Charakter, seiner Bescheidenheit und seinem Einsatz für eine bessere menschlichere Gesellschaftsordnung plastisch vor einem steht. Ich konnte das Buch kaum halten (ich habe ganz geschwollene Hände), aber ich konnte nicht davon lassen. Das hat mich angeregt, noch mehr über diese Zeit zu lesen, wie „Genossin Absolut“, „Erinnerungen“ von J. Stassowa und dann noch einmal den „Leidensweg“ von A. Tolstoi. Dies wird dazu beitragen, leichter über meine schwere Krankheit hinwegzukommen.

Ursel Polze, Berlin

Als ich 1948 aus der sowjetischen Gefangenschaft entlassen wurde, konnte mein früherer sehnlichster Wunsch, einmal als Lehrer tätig zu sein, erfüllt werden. A. S. Makarenko war und blieb für mich der große und beste Lehrmeister. Mit seinen Erkenntnissen war ich in über drei Jahrzehnten bei der Umerziehung von gefährdeten jungen Menschen erfolgreich. Ich kann wohl behaupten und nachweisen, daß Werke sowjetischer Autoren meinen eigenen Lebensweg und auch den von vielen meiner Schüler mit geprägt haben. Das bekunden mir heute noch viele Zuschriften ehemaliger Schüler.

Paul Roscher, Lutherstadt Wittenberg

Schon als Schuljunge habe ich Tagebuch geschrieben. Deshalb interessierte mich als Jugendlicher das Buch „Das Leben auf einer Eisscholle – Ein Tagebuch“ von Iwan Papanin, das als eines der ersten sowjetischen Bücher nach der Befreiung vom Hitlerfaschismus im SWA-Verlag erschien. Es berichtete von den Erlebnissen auf der Station „Nordpol 1“. Das Buch hat bei mir einen tiefen Eindruck hinterlassen, weil ich zum erstenmal von kühnen Taten sowjetischer Menschen erfuhr.
Vier sowjetische Forscher landeten am 21. 5. 1937 auf einer Eisscholle, die etwa 20 Kilometer vom Nordpol lag, und wurden am 19. 2. 1938, nach 274 Tagen, von sowjetischen Eisbrechern aufgenommen. 2500



Detlev Steinberg fotografierte am Oberlauf des Jenissej

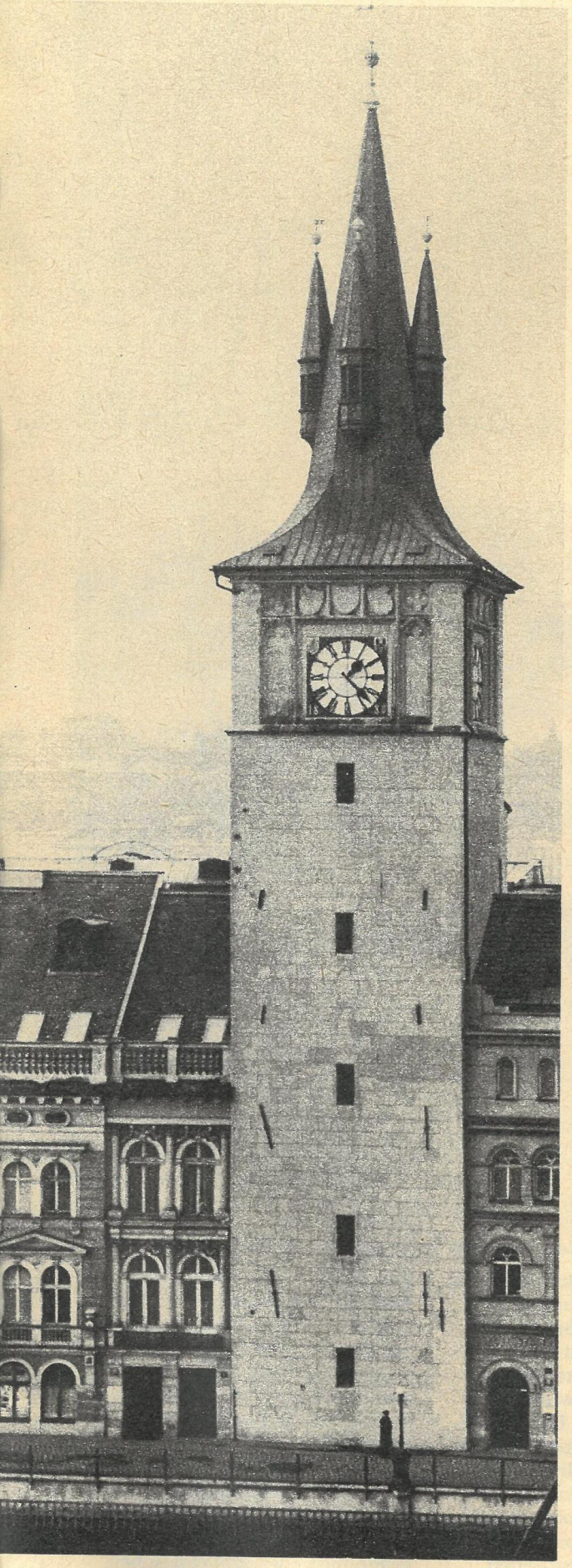
Kilometer hatten die kühnen Forscher zurückgelegt und dabei wertvolle, wichtige Messungen durchgeführt. Papanin schreibt: „Ich möchte nun ein wenig ausführlicher über meine Weggenossen und Freunde berichten, obwohl ihr Lebenslauf und ihre Namen der ganzen Welt bekannt sind.“ Im faschistischen Deutschland waren sie aber gar nicht bekannt. Inzwischen werden Jahr für Jahr sowjetische Expeditionen in die Arktis unternommen. Die Arbeit der Polarforscher gilt nicht mehr als etwas Besonderes. Mut ist aber immer noch erforderlich. „Mut ist im ersten Sinne der Sieg über sich selbst!“ Diese Worte Papanins versuchte ich zu beherzigen. Deshalb hat mir auch ganz besonders das Buch „Der Mut“ von Vera Ketlinskaja gefallen, in dem sie beschreibt, wie in der unendlichen Taiga die Stadt Komsomolsk gebaut wurde.
Obwohl ich vor 1945 nur die einklassige Volksschule meines Heimatortes besuchen konnte, wurde ich später – dank der Hilfe unseres Arbeiter-und-Bauern-Staates – Lehrer und Direktor in Schenkenberg. Aus den ersten Büchern aus der Sowjetunion, wozu auch „Wie der Stahl gehärtet wurde“ und die Werke Gorkis zählten, habe ich damals Kraft geschöpft.

Gerhard Hübe, Schenkenberg

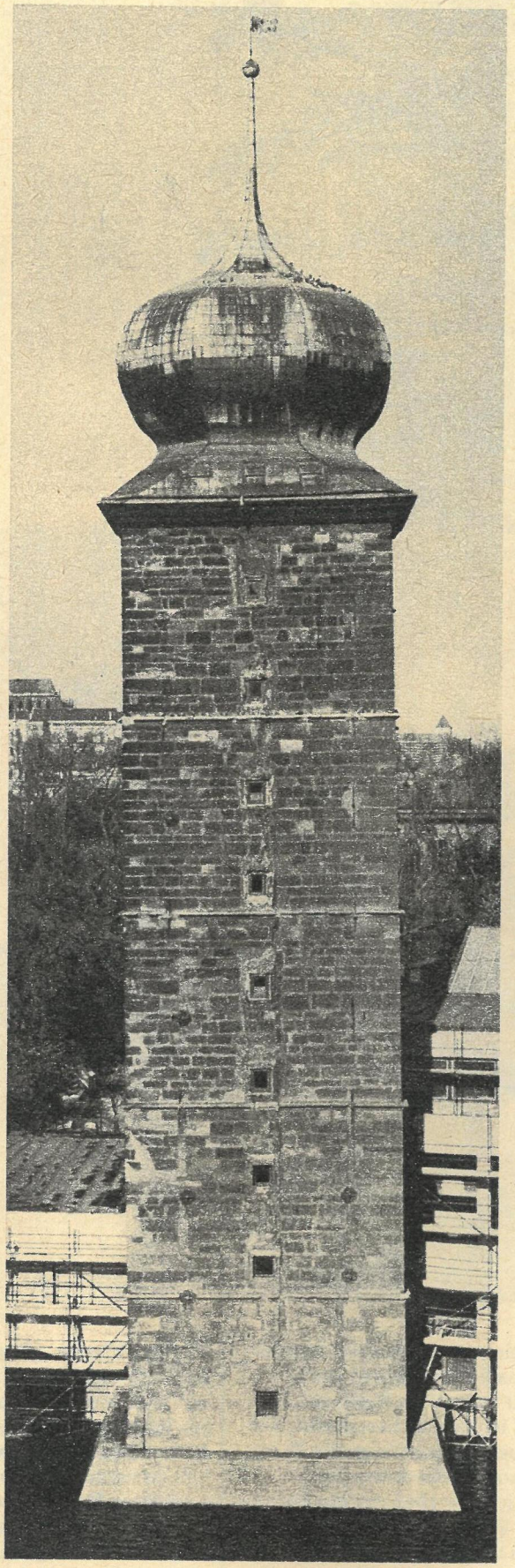
Die Trilogie „Sturmjahre“ von Vilis Lacis gefiel und gefällt mir immer noch ganz besonders. Ich habe sie wiederholt gelesen. Man meint die Menschen persönlich zu kennen und bewundert ihr schlichtes Heldentum. Es ist beeindruckend, wie der Autor die Worte zu setzen vermag, da die Schriftstellerei schwerlich sein „Beruf“ sein konnte: Arbeitersohn, Holzfäller, Fischer, Heizer, Vorsitzender des Ministerrats der Lettischen SSR, das ist schon ein ungewöhnlicher Lebensweg, und die Verdichtung seiner Lebenserfahrungen ist gleichermaßen außergewöhnlich und bewegend.
Momentan suche ich Bekannte und Verwandte dafür zu gewinnen, das Büchlein „Die dritte Jagd“ von Solouchin zu lesen. Für mich als Pilzfan unter anderem steht es fest: so originell, so lustig und lehrreich zugleich, wie in Solouchins Betrachtungen, ist das Thema „Pilze“ wohl kaum je behandelt worden. Es ist schwer zu entscheiden, ob man der Fachsimpelei des echten Kenners dieses Metiers, der kindlichen Begeisterung dem Phänomen „Pilz“ gegenüber, oder dem russischen Humor den Vorzug geben soll. Die Atmosphäre der Pilzwelt ist bis ins einzelne so geschildert, wie man sie dutzendmal empfunden hat.

Klaus Logge, Berlin

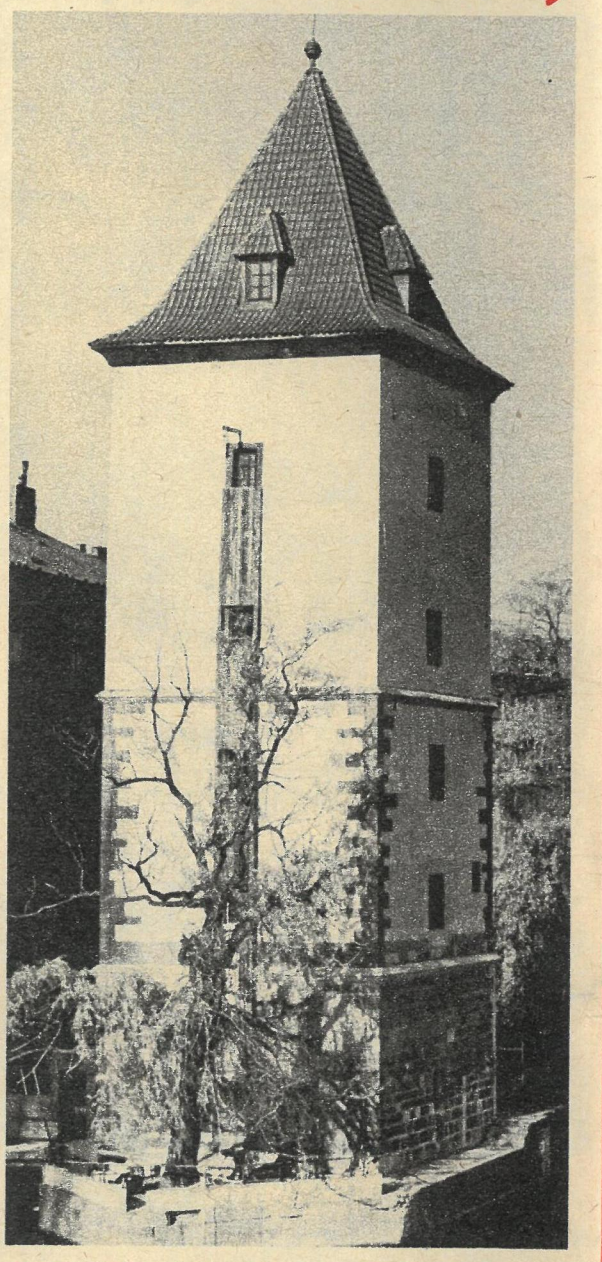
Ohne Wasser,



1489 **Der älteste Stadtwasserturm Prags steht unweit der Karlsbrücke.**



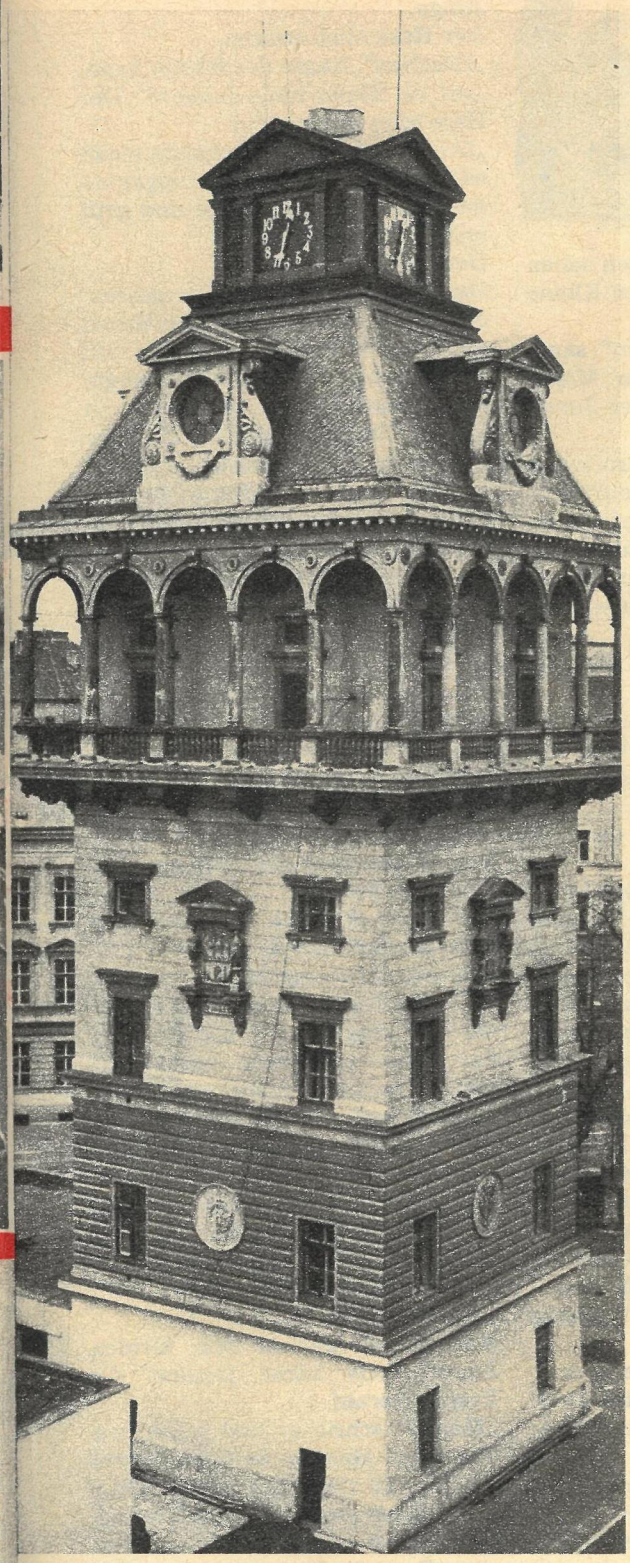
1495 **Der Šítkovsker Wasserturm in der Nähe der Jirásek-Brücke speiste einst 130 Springbrunnen.**



1562 **Der Kleinseitner Stadtwasserturm.**

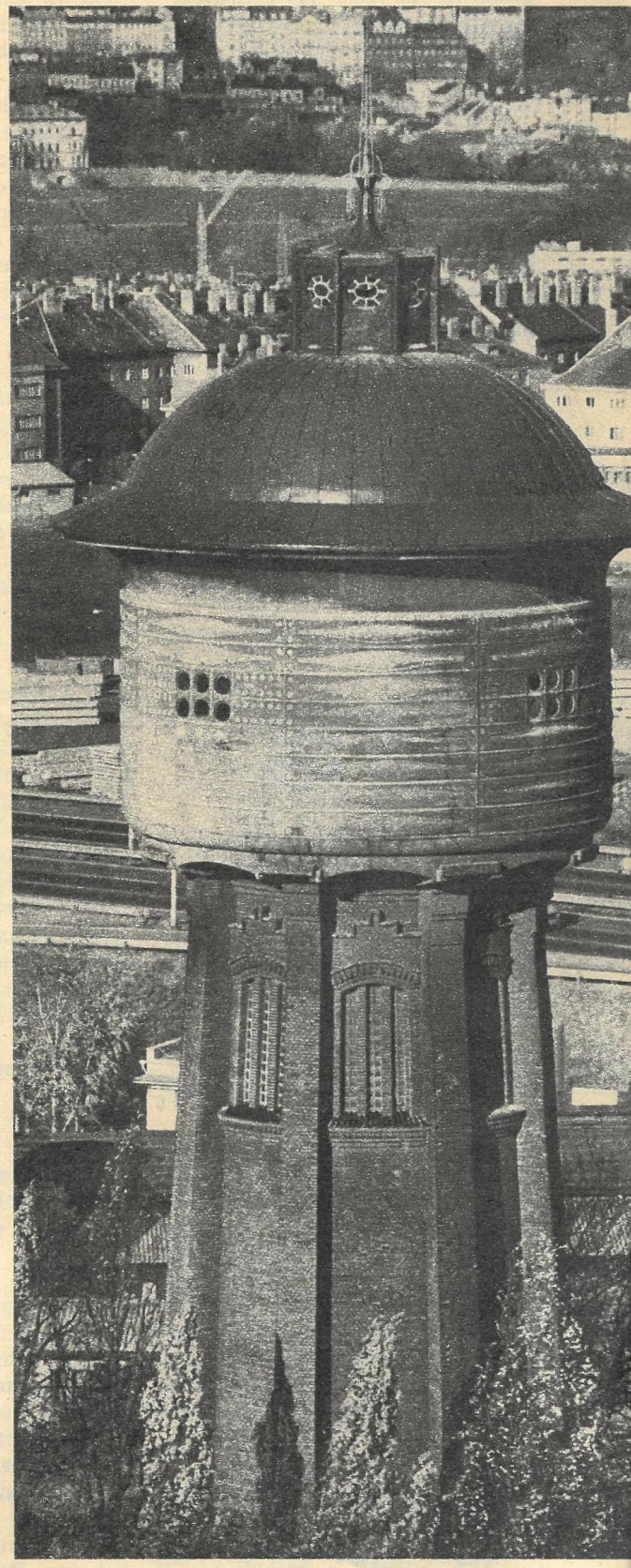
Da tummeln sich Tauben auf bizarren Dächern. Da zeigen Turmuhren der Stadt die richtige Stunde. Da schlagen nicht nur Baumeister-Herzen höher, ob der eigenwilligen, reizvollen, unverwechselbaren Schönheit jener gutgewachsenen, schlanken Prager, deren Aufgabe der Unkundige bestenfalls auf den vierten oder fünften Blick er-

merkt euch das...



1855 Der Wasserturm des Stadtteils Letná beherbergt heute den Klub der Jungen Pioniere.

1903 Der Wasserturm, der den Stadtteil Libeň versorgt, steht in Kobyliště



1907 Der Wasserturm des Stadtteils Pankrác.

kennt. Wassertürme sind's, die Karel Vlček da ins rechte Licht rückte; Türme, deren erster bereits im 15. Jahrhundert entstand; Türme, die einst zu nichts anderem dienten als der Speisung hübscher Springbrunnen; Türme, die erst viel später in die Trinkwasserversorgung der Moldaumetropole einbezogen wurden. Einige von ihnen, die erst in unserem Jahrhundert den Prager Himmel erblickten, wie schon Schwejk ihn sah, sollen noch nützlichen Zwecken dienen. Die anderen beherbergen Junge Pioniere oder leben als technische Denkmale ganz einfach von der Liebe ihrer zahllosen Bewunderer. Wer fragt da, ob in ihnen noch Wasser steckt?

Horst Goldschmidt

Fotos: Karel Vlček, ČTK

Ilse Gotthard aus Rostock teilte uns als „Stammkundin" der Sowjetliteratur ihre Gedanken zur Erzählung Valentin Rasputins „Mama ist fort" mit (siehe Seite 30). Das war uns Anlaß, diese Geschichte vorzustellen und zu ergänzen mit einer Erzählung der Moskauer Schriftstellerin Viktoria Tokarewa, die ebenfalls das Problem der Überwindung der Einsamkeit behandelt.

Valentin Rasputin

Mama ist fort

Der kleine Junge schlug die Augen auf und sah eine Fliege an der Zimmerdecke krabbeln. Er zwinkerte und sah zu, wohin sie krabbelte.
Die Fliege lief auf das Fenster zu, und weil sie pausenlos krabbelte, kam sie schnell voran.
Der kleine Junge entschied, sie laufe eine Straße entlang, und um sicher zu sein, daß es wirklich eine Straße war, wartete er, ob nicht noch eine käme. Aber mehr Fliegen waren nicht da. Es waren zwar noch welche im Zimmer, aber die krabbelten nicht an der Decke, deshalb verlor der Junge rasch das Interesse an ihnen. Er setzte sich im Bett auf und meldete: „Mama, ich bin aufgewacht!"
Niemand antwortete ihm.

„Mama!" rief er. „Ich bin ein braver Junge, ich bin aufgewacht!"
Stille.
Der Kleine wartete, aber die Stille hörte nicht auf.
Da sprang er aus dem Bett und lief barfuß in die große Stube. Sie war leer. Er sah nacheinander zum Sessel, zum Tisch und zu den Bücherregalen, aber bei denen war niemand. Sie standen einfach da und nahmen Platz ein.
Der Kleine rannte in die Küche, danach ins Bad – auch dort hatte sich niemand versteckt.
„Mama!" schrie er.
Die Stille nahm seinen Schrei in sich auf, schloß sich sofort wieder. Der Kleine glaubte ihr nicht und rannte wieder ins Kinderzimmer, seine bloßen Fersen und Zehen ließen auf dem gestrichenen Fußboden Spuren zurück, die sich, indem sie abkühlten, auflösten und verschwanden.
„Mama", sagte der kleine Junge nun, so ruhig er konnte, „ich bin wach, und du bist nicht da."
Schweigen.
„Du bist nicht da, ja?" fragte er.
Sein Gesicht spannte sich in der Hoffnung auf eine Antwort, er drehte sich nach allen Seiten, aber die Antwort blieb aus, und der kleine Junge fing an zu weinen.
Weinend ging er zur Tür und zog an der Klinke.
Die Tür gab nicht nach. Da schlug er mit der Hand dagegen, danach mit dem bloßen Fuß, das tat weh, er weinte nun noch lauter.
Er stand mitten im Zimmer, und große, warme Tränen kullerten ihm aus den Augen und fielen auf den gestrichenen Fußboden. Dann setzte er sich hin, immer noch weinend.
Alles ringsum blieb stumm und lauschte.
Er wartete darauf, jeden Augenblick hinter sich Schritte zu hören, aber es kamen keine, und er konnte sich nicht beruhigen.
Wie lange er so dasaß, wußte er nicht.
Schließlich legte er sich auf den Fußboden und weinte liegend weiter. Er war so erschöpft, daß er nichts mehr empfand und nicht mehr spürte, daß er weinte. Das Weinen war so natürlich wie Atmen, gehorchte ihm bereits nicht mehr, es war sogar stärker als er.
Plötzlich kam es ihm vor, als sei jemand da.
Flink sprang er auf und schaute sich um. Das Gefühl, das ihn aufspringen ließ, ging nicht vorüber, und er lief in die andere Stube, danach in die Küche und ins Bad. Nirgends zeigte sich jemand.
Schluchzend kehrte der Kleine ins Kinderzimmer zurück und bedeckte die Augen mit den Händen. Dann nahm er die Hände vom Gesicht und sah erneut um sich. Im Zimmer hatte sich nichts verändert. Der Sessel war leer wie zuvor, der Tisch stand verwaist, die Regale waren voll Bücher wie immer,

aber die bunten Buchrücken sahen blind und traurig aus. Der Kleine überlegte.
„Ich will nicht mehr weinen", sagte er zu sich selbst. „Wenn Mama kommt, will ich ein braver Junge sein."
Er ging zum Bett und trocknete sich mit der Bettdecke das tränennasse Gesicht. Dann machte er einen Spaziergang durch die Wohnung und schlenderte gemächlich an allen Möbeln vorbei. Dabei kam ihm eine glänzende Idee.
„Mama", rief er leise, „ich will aufs Töpfchen."
Er mußte gar nicht, aber wenn Mama zu Hause war, würde sie nun sofort angerannt kommen.
„Ma-ma", wiederholte er.
Sie war nicht zu Hause, das war ihm nun endgültig klar.
Er mußte etwas tun. Jetzt spiele ich ein Weilchen, und dann kommt Mama, sagte er sich. Er ging in die Ecke, wo seine Spielsachen lagen, und nahm sich den Hasen. Der Hase war sein Lieblingsspielzeug. Ihm war ein Bein abgegangen, der Vater hatte sich mehrmals erboten, es wieder anzukleben, aber der Kleine hatte nicht gewollt. Mit zwei Beinen hätte er den Hasen nicht mehr so liebhaben können, also blieb es ein einbeiniger Hase, und das zweite Bein lag irgendwo herum und existierte nun für sich.
„Komm spielen, Häschen", schlug der kleine Junge vor.
Der Hase willigte schweigend ein.
„Du bist krank, dir tut das Bein weh, und ich mach dich wieder gesund."
Der kleine Junge legte den Hasen aufs Bett, suchte sich einen Nagel und piekte den Hasen damit in den Bauch, gab ihm eine Spritze.

Der Hase war Spritzen gewöhnt und reagierte gar nicht. Der Junge überlegte, ging dann, als fiele ihm etwas ein, vom Bett weg und schaute in die große Stube. Dort hatte sich nichts verändert, die Stille wiegte sich noch immer sacht zwischen den Zimmerecken.

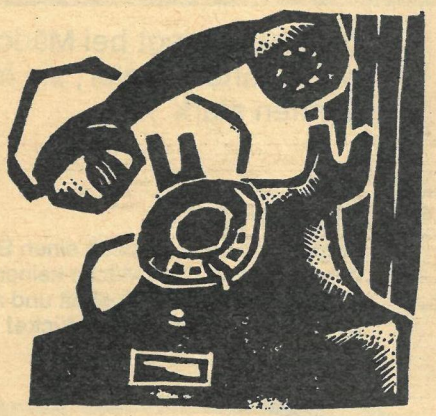
Seufzend kehrte der Kleine zum Bett zurück und sah nach dem Hasen. Der lag ruhig auf dem Kissen.
„Nein, so geht es nicht", sagte der Junge. „Jetzt bin ich ein Häschen, und du bist ein kleiner Junge. Du mußt mich gesund machen."
Er setzte den Hasen auf den Stuhl, legte sich ins Bett, zog ein Bein an und fing an zu weinen.
Der Hase saß auf dem Stuhl und sah ihn mit seinen großen blauen Augen verwundert an.
„Ich bin ein Häschen, mir tut das Beinchen weh", erklärte ihm der Junge.
Der Hase blieb stumm.
„Häschen", fragte der Kleine dann, „wo ist Mama hingegangen?" Der Hase antwortete nicht.
„Du hast nicht geschlafen, du weißt es, sag, wo ist Mama hingegangen?" forderte der Junge und griff nach dem Hasen.
Der Hase schwieg.
Der kleine Junge hatte vergessen, daß früher er immer für den Hasen geantwortet und zwei Rollen auf einmal gespielt hatte, er verlangte jetzt ernstlich eine Antwort von ihm. Er hatte vergessen, daß der Hase nur ein Spielzeug war, genauso eins wie die Bausteine, die nur aufeinanderstanden, wenn man sie übereinander baute, wie die Autos, die nur fuhren, wenn man sie schob, oder die Tiere, die nur brüllten und redeten, wenn jemand für sie brüllte und antwortete.
Das alles hatte er vergessen, der kleine Junge.
„Sag's, sag's!" forderte er.
Der Hase blieb stumm.
Der Junge schmiß ihn auf den Fußboden, sprang aus dem Bett, rannte zum Hasen und stieß mit den Füßen nach ihm.
Der Hase kullerte, hüpfend und sich überschlagend, über die Dielen, und der Junge hüpfte und wirbelte um ihn herum und rief immer wieder: „Sag's, sag's, sag's!", aber der Hase antwortete nicht und konnte vor ihm nicht weglaufen, weil er nur ein Bein hatte. Der kleine Junge begriff das plötzlich. Er hielt inne. Er stand da und sah den Hasen lautlos weinen, das Gesicht auf den Dielen. Da beugte er sich über ihn, breitete die Arme aus und sagte schuldbewußt:
„Mama ist fort!"
Auf einmal war es dem kleinen Jungen, als käme jemand die Treppe herauf.
„Mama!" schrie er und wollte zur Tür, stieß aber an den Sessel und fiel hin. Er stand auf und horchte, aber hinter der Tür war niemand. Da begann er von neuem zu weinen. Er weinte vor Schmerz und Einsamkeit. Was Schmerz ist, wußte er schon. Einsamkeit erfuhr er zum ersten Mal.

Aus „Leb und liebe", Verlag Volk und Welt, deutsch von Erich Ahrndt

Illustrationen: Harald Larisch

Viktoria Tokarewa

Der Abstecher



Die wissenschaftliche Mitarbeiterin Irina Dubrowskaja kehrte vom Rendezvous nach Hause zurück, ging, ohne Pelz und Stiefel auszuziehen, so wie sie war, ins Zimmer, stellte sich ans Fenster und begann zu weinen.

Draußen im Treppenhaus wurde unentwegt renoviert. Die Hausverwaltung hatte beschlossen, für Ordnung zu sorgen: zu weißen und zu streichen. Die Treppenläufe waren dick mit weißer und grüner Farbe vollgekleckert, und es sah aus, als würde das ewig so bleiben und sich niemals ändern.

Im Haus gegenüber waren nur noch wenige Fenster erleuchtet – ganze vier. Die Leute schliefen um diese Zeit, Irina aber stand da und überließ sich heulend ihrem Unglück. Und es gab niemanden, der hätte kommen, das Unglück verdrängen und seinen Platz einnehmen können. So jemanden gab es nicht. Gab es nicht und würde es wohl nie geben, wozu auch? Überhaupt brauchte sie nichts, denn ihr Leben war eine unentwegte, nie enden wollende Renovierung, wobei das eine zerbricht, anderes aufgebaut wird und sich schließlich herausstellt: Das Zerbrochene hätte heil bleiben sollen, das Aufgebaute war überflüssig.

Irina betrachtete sich gleichsam von der Seite, wie eine andere – wie sie so dastand, einsam und weinend –, und sie tat sich doppelt leid: als Ich und als die andere. Um die Nachbarn nicht zu wecken, schluchzte sie in ihren Pelzärmel, und in diesem Augenblick klingelte das Telefon. Irina nahm den Hörer ab und hielt den Atem an.

„Ja bitte…“

„Ist da Igor Nikolajewitsch?“ fragte eine weit entfernte Männerstimme.

„Falsch verbunden.“

Irina knallte den Hörer auf und wollte sich gerade weiter ihrem Unglück hingeben, als das Telefon erneut läutete.

„Igor Nikolajewitsch am Apparat?“ fragte dieselbe Männerstimme.

„Ist es denn so schwer zu kapieren, daß ich nicht Igor Nikolajewitsch bin?“ fragte Irina gereizt. „Hab' ich etwa 'ne Stimme wie irgendein Igor Nikolajewitsch?“

„Warum sind Sie denn so verärgert?“ wunderte sich der Fremde.

„Und wieso rufen Sie dauernd an?“

„Hab ich Sie geweckt?“

„Nein. Ich schlaf nicht.“

„Aber Sie sind erkältet?“

„Wie kommen Sie darauf?“

„Ihre Stimme hört sich an, als hätten Sie Schnupfen.“

„Ich hab keinen Schnupfen.“

„Warum klingt dann Ihre Stimme so?“

„Ich weine.“

„Wenn Sie möchten, bin ich gleich bei Ihnen.“

„Ich möchte“, sagte Irina. „Aber wer sind Sie eigentlich?“

„Sie kennen mich nicht, und mein Name sagt Ihnen nichts. Ihre Adresse…“

„Festival-Straße sieben, Strich neun, Wohnung elf.“

„Leicht zu merken. Lauter ungerade Zahlen.“

„Und Sie sind wo?“ fragte Irina.

„Ich steh jetzt auf der Gorki-Straße, über die gerade Panzer rollen. In jedem ein Panzersoldat mit Kopfhaube. Hören Sie's?“

Irina lauschte – tatsächlich dröhnte es in der Ferne wie bei einem großen Manöver. Moskau rüstete zur Parade.

Zwanzig Minuten später war er da. Irina betrachtete ihn erfreut, er gefiel ihr auf Anhieb.

Ein anderer, selbst ein hübscherer, hätte ihr weniger gefallen.

Er trug eine Brille, die seine Augen größer werden ließ. Das verlieh seinem Gesicht eine seltsame Schönheit. Er sah Irina an, die im Mantel dasaß, wie auf dem Bahnhof, und schlußfolgerte:

„Sie sollten hier weg. Sie brauchen Tapetenwechsel. Kommen Sie mit.“

Irina stand auf und folgte ihm. Wohin? Wozu?

Auf der Straße stoppte er ein Taxi und sauste mit ihr zum Flugplatz.

Dort kaufte er Tickets, führte sie zum Flugzeug und flog mit ihr nach Riga.

Um vier Uhr morgens waren sie da und fuhren ins Hotel.

In ihrem Zimmer allein geblieben, trat Irina ans Fenster. Draußen graute ein trüber Morgen, die Nähe der See war zu spüren. Doch vielleicht war auch nichts zu spüren. Irina wußte einfach, die See war nicht weit, und das mußte zu merken sein. Und Festlandsklima mußte herrschen. Dem entsprach auch der gedämpfte graue Morgendämmer.

Irina stand da und wartete. Seinen überraschenden nächtlichen Anruf und die überraschende Reise betrachtete sie als geschickten Auftakt aus männlichem Interesse. Ein Auftakt aber verlangt nach Fortsetzung, und der üblichen Logik zufolge mußte ER in wenigen Minuten heimlich und still an ihre Tür klopfen. Doch entweder stimmte die übliche Logik nicht, oder es fehlte das männliche Interesse – niemand klopfte an die Tür. Irina wartete noch ein Weilchen, da sie nicht wußte, wie sie reagieren sollte. Dann beschloß sie, überhaupt nicht zu reagieren, auf die für den russischen Intellektuellen so typische Selbstanalyse zu verzichten, zog sich aus und legte sich schlafen.

Die Straßenbahn machte einen Lärm, als läuteten Glocken Feueralarm. Doch Irina schlief fest und glücklich und lächelte im Traum.

Am Morgen rief ER sie an und schlug ihr vor, im Imbißraum zu frühstücken. Sie aßen Piroggen mit Geräuchertem, Schlagsahne und wunderten sich: Warum gab es das bloß im Baltikum? Auf jedes Gericht, wie auf jede Erfindung, kommt man nur schwer von allein. Doch wenn schon jemand auf Piroggen mit Geräuchertem gekommen war, warum sollte man diese Idee nicht aufgreifen. Schlagsahne allerdings gibt's nur im Baltikum. Lobio – im Kaukasus. Spaghetti nur in Italien, Zwiebelsuppe nur in Frankreich. Und Borschtsch nur in Rußland.

Nach dem Frühstück setzten sie sich in einen Vorortszug und fuhren nach Dzintari. An den Rigaer Strand.

Zuerst gingen sie zum „Kinderstädtchen“ und gaben sich kindlichen Vergnügungen hin. Auf der Wippe wippen. Im Stehen 'ne Holzrutsche runterrutschen. Das war lustig und gruselig, und Irina kreischte vor Freude und Angst. Dann probierten sie Aufschwünge am Barren. Irina schaffte es nicht und hing wie ein Mehlsack an den Holmen. Er umfaßte ihre Knie und versuchte, sie hochzuheben, aber sie lachte sich halbtot und konnte schließlich nicht mehr vor Lachen.

Danach liefen sie den Strand entlang. Die See war noch nicht zugefroren. Graue Wellen mit weißen Schaumkronen rollten ans Ufer. Die Luft war jodgetränkt. Unmittelbar am Wasser war blanker Sand, auf dem sich Streifen kleiner runder rosa Muscheln reihten. Sie bekam Lust, draufzutreten, damit die Muscheln knackten. Und sie trat tatsächlich drauf. Und sie knackten tatsächlich. Und plötzlich war ihr, als habe sie das alles schon einmal erlebt. Aber wann? Wo? Vielleicht in allerfrühester Kindheit? Vielleicht aber auch noch früher, noch davor. Ihr ferner Vorfahr in Gestalt einer Echse kam aus dem Meer und entdeckte die Muschelbänke. Er entdeckte sie, sie dagegen erkannte sie wieder…

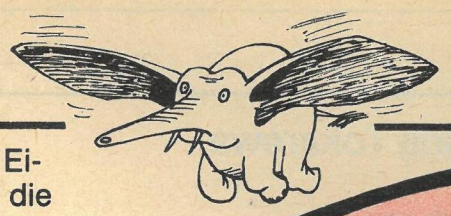
Die Kiefern am Ufer mit den rötlichen Stämmen waren windgekrümmt. Die Nadelbaumzweige vor dem grauen Himmel erinnerten an japanische Ansichtskarten.

Dann fuhren sie zum Dom. Hörten Mozarts „Requiem“. Beim ersten Teil war Irina abgelenkt und sah sich nach allen Seiten um: betrachtete die Wände, die Chorsänger, die auf sie genauso alt wirkten wie der Dom, siebenhundert Jahre, ja selbst die jungen Sopranistinnen sahen aus, als hätte man sie aus der Mottenkiste geholt. Irina schielte zu IHM hin, suchte nach Anzeichen von Interesse bei ihm – in einem Blick, in einer unverhofft leichten Berührung. Doch nichts dergleichen: weder ein Blick noch eine Berührung, kein einziges Zeichen. Er saß, in seinen Holzsessel gelehnt, und lauschte der Musik, und sein Gesichtsausdruck war völlig entrückt. Er war fern und unerreichbar für sie. War nirgends und niemandem zugehörig.

Irina erstaunte und kränkte das leicht. Doch plötzlich vergaß sie Erstaunen und Kränkung. Der Chor stimmte das „Lacrymosa“ an. Und da sangen auf einmal nicht mehr sechzig verschiedene Leute vom Blatt, da trauerte Mozart. Sein „göttliches ICH“. Seelischer Hö-

Fortsetzung Seite 41

HUMOR ★ Rüsseltechnologien



Jumbo, der formvollendete Urwaldanpassungsschneck von Vlaber, Kaunas

Die Liebe bringt bei Mädchen entgegengesetzte Eigenschaften hervor; sie macht die Starken sanft, die Sanften stark…

Jean Paul

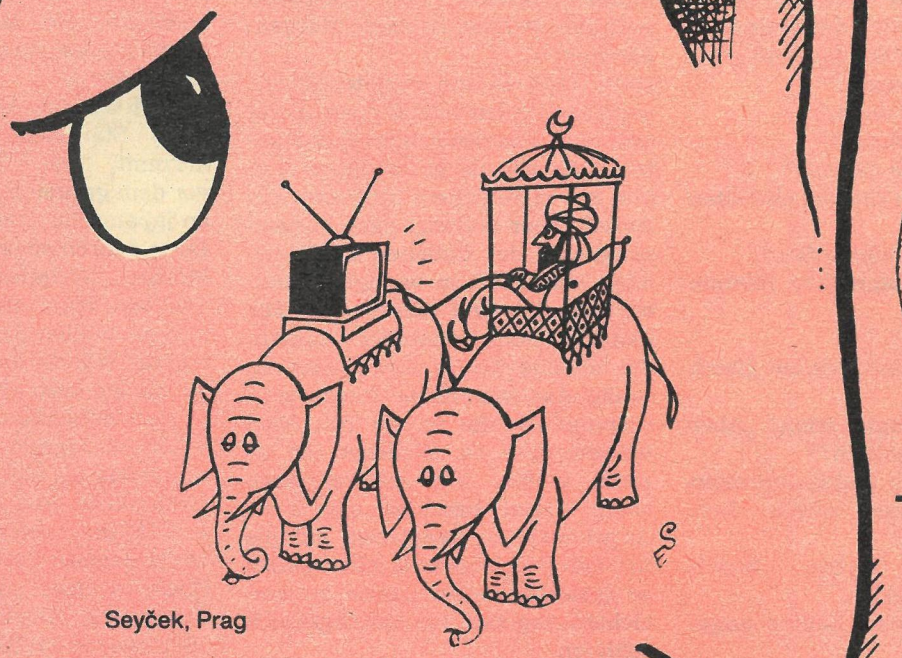
Umkehrung

Sagt X.: Ich habe da doch einen Bekannten, der macht aus einer Mücke keinen Elefanten; der macht nur voller Bosheit und mit Tücke aus einem Elefanten eine Mücke!

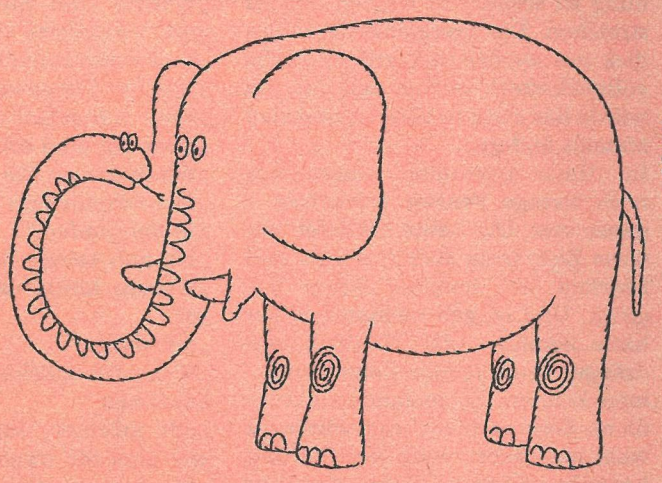
Heyse

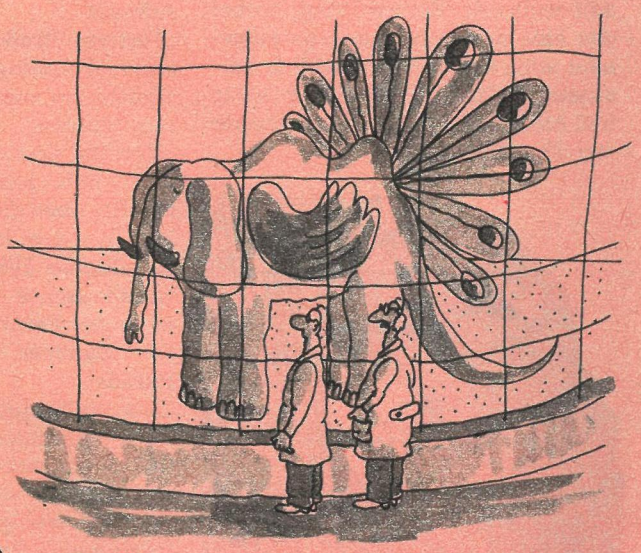
Brambach, Budapest

Redaktion:
Karin Kopp,
Hannes Schreiber;
Grafik: Martin Kotsch



Seyček, Prag

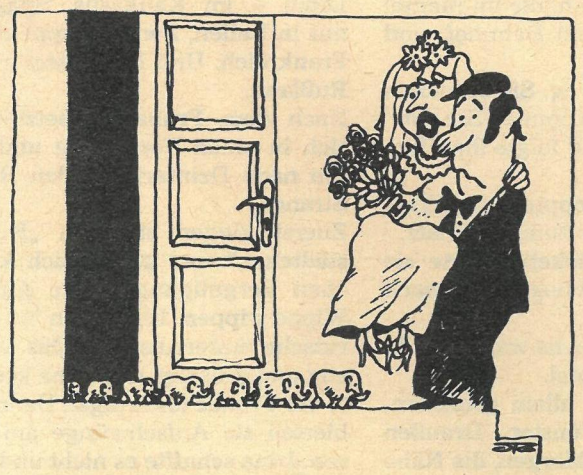




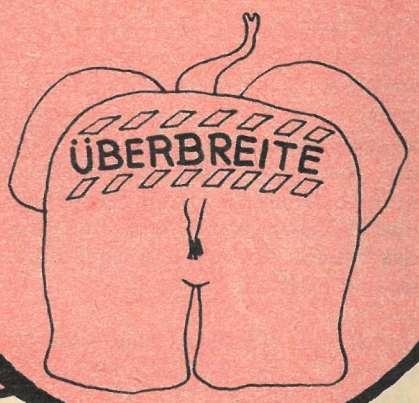
Steger

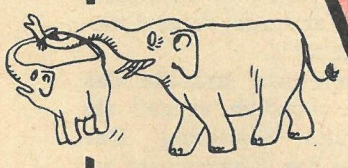
„Seit wir ihn haben,
hat sich die Besucherzahl verdreifacht!"

Tessler, Moskau



Schneider





Wenn du zur Geliebten gehst, spürst du nicht, wie die Mücken stechen. Gorki

Eine lange Nase stößt oft an.

Wochenspruch

Frisch zu Werke, die beste Stärke!

In seiner Haut lebt sich's am besten.

Er las so sehr gerne, wie er sagte, Abhandlungen vom

Mut und Frechheit wohnen dicht beieinander. M. Victor

Simmrow

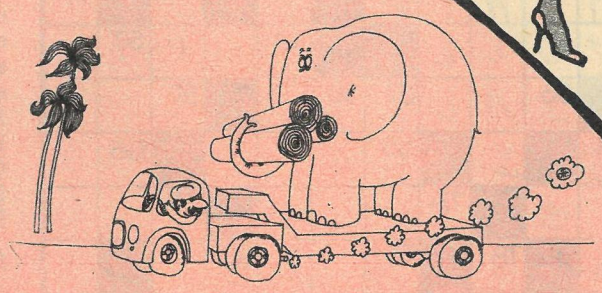
Wassili Treskow

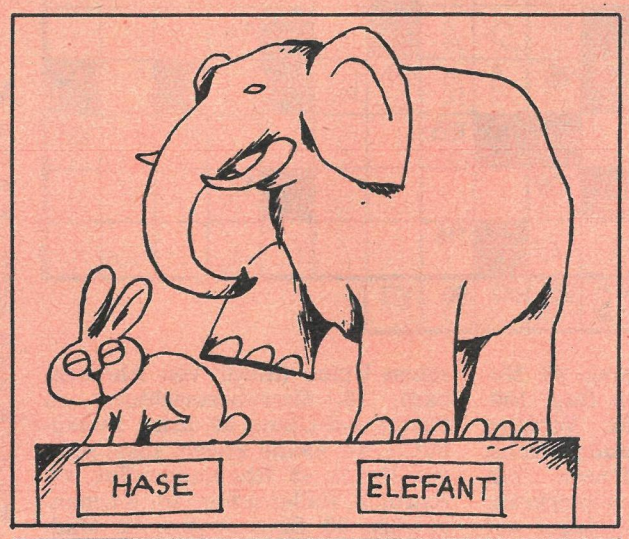
Der lebende Fisch

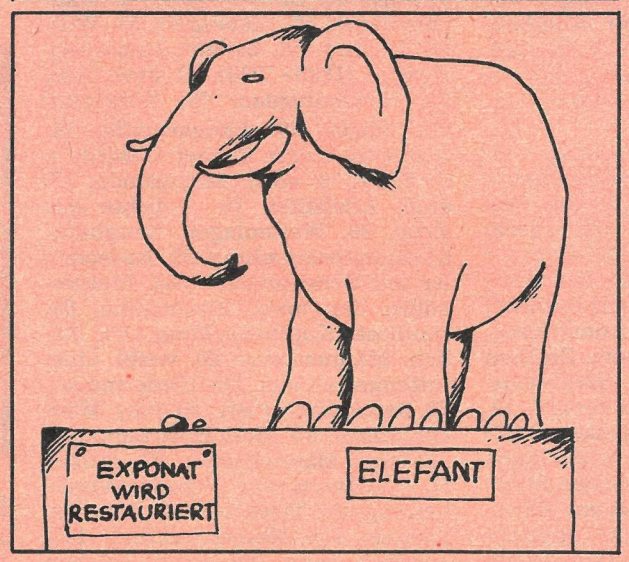
Njussja war Kandidat der Philologischen Wissenschaften. Auf dem Nachhauseweg ging sie ins Fischgeschäft und kaufte einen riesigen lebenden Karpfen mit ausdrucksvollen hervorstehenden Augen. Unruhig schlug er mit dem Schwanz, öffnete sein Maul, als wolle er etwas sagen. Zu Hause ließ sie ihn in die mit Wasser gefüllte Badewanne plumpsen. Er plätscherte lustig im Wasser und schlug Purzelbäume. Njussja blickte gerührt auf den Fisch und warf ihm Brotstückchen zu. „Mein Hübscher, mein Kleiner", sprach sie zu ihm. Der Karpfen erinnerte sie irgendwie an ihren früheren Bekannten Sergej Petrowitsch, den sie im vergangenen Sommer im Süden kennengelernt hatte. Er war ebenso glatzköpfig und glatt gewesen, die Augen rund und hervorstehend. Sie erinnerte sich, wie er mit starrem Blick auf ihren fliederfarbenen Badeanzug gesehen hatte, und sie errötete. Nach dem Urlaub am Meer war Sergej Petrowitsch verschwunden, ohne ein Lebenszeichen von sich zu geben. Njussja seufzte schwer und dachte: Womit könnte ich ihn noch füttern? Sie erinnerte sich an ihre Freundin Marina, die Biologin war. Njussja rief an, um sich von ihr einen Rat zu holen. Ein Aquarium und Futterkonzentrat müsse herangeschafft werden, hatte Marina gemeint. „Ein Karpfen, das geht ja noch", sagte Marina. „Aber mein Nachbar, ein Seemann, hat aus Afrika ein Elefantenjunges mitgebracht. Und nun weiß er nicht, wie er es halten soll. Hat einen Antrag auf zusätzlichen Wohnraum gestellt. Im übrigen kannst du ein Aquarium von mir haben. Das ist sehr geräumig. Ein Delphin hat es einmal bewohnt."
Njussja fuhr hin. Als sie mit zwei Ladearbeitern nach Hause kam, die an Seilen das riesige Aquarium, so groß wie ein Klavier, nach oben hievten, schlug ihr aus der Wohnung ein Bratengeruch entgegen. In der Küche wirtschaftete ihre Mutter geschäftig herum. In der Pfanne brutzelte appetitlich der zerlegte Karpfen in saurer Sahne.
Plötzlich mußte Njussja an ihren verschollenen Sergej Petrowitsch denken, und sie weinte bitterlich.
„Junge Frau! Wohin mit dem Aquarium?" fragten die Transportarbeiter.
„Ein schönes Aquarium", dachte Njussja bei sich. „Darin fände sogar Sergej Petrowitsch Platz."
„Lassen Sie es im Vorraum stehen", sagte Njussja.

Aus „Literaturnaja gaseta" von Adeline Thomas

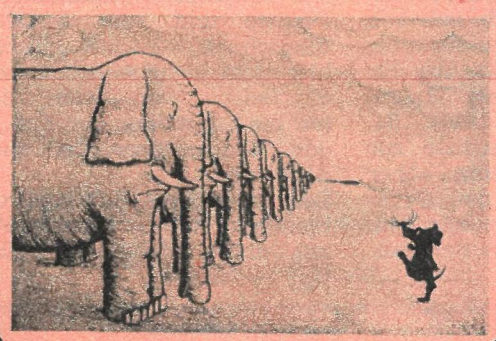
Nekrassow, Moskau



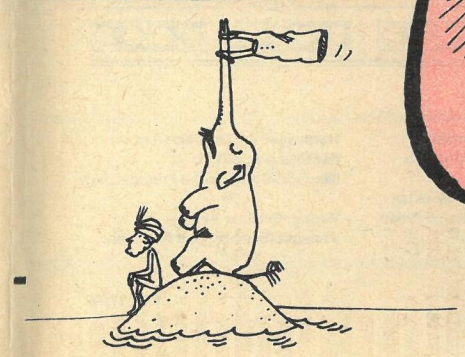




Schtscherbakow, Moskau

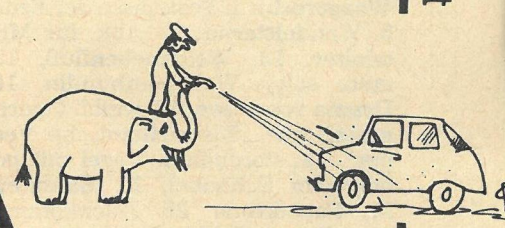


Kasanewski, Kiew



Verschwunden war mein Siegelring
beim Spielen oder Scherzen.
Sie war ein zarter Schmetterling.
Ich werde nie verschmerzen,
wie vieles Goldene sie stahl,
das Mädchen mit dem Muttermal
zwei Handbreit unterm Herzen.
J. Ringelnatz

Man findet nicht immer Speck, wo man eine Schwarte sieht. Cervantes

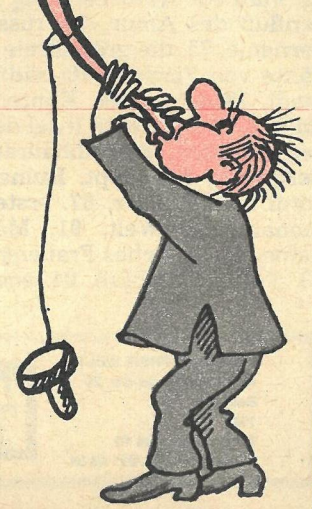


Dörck

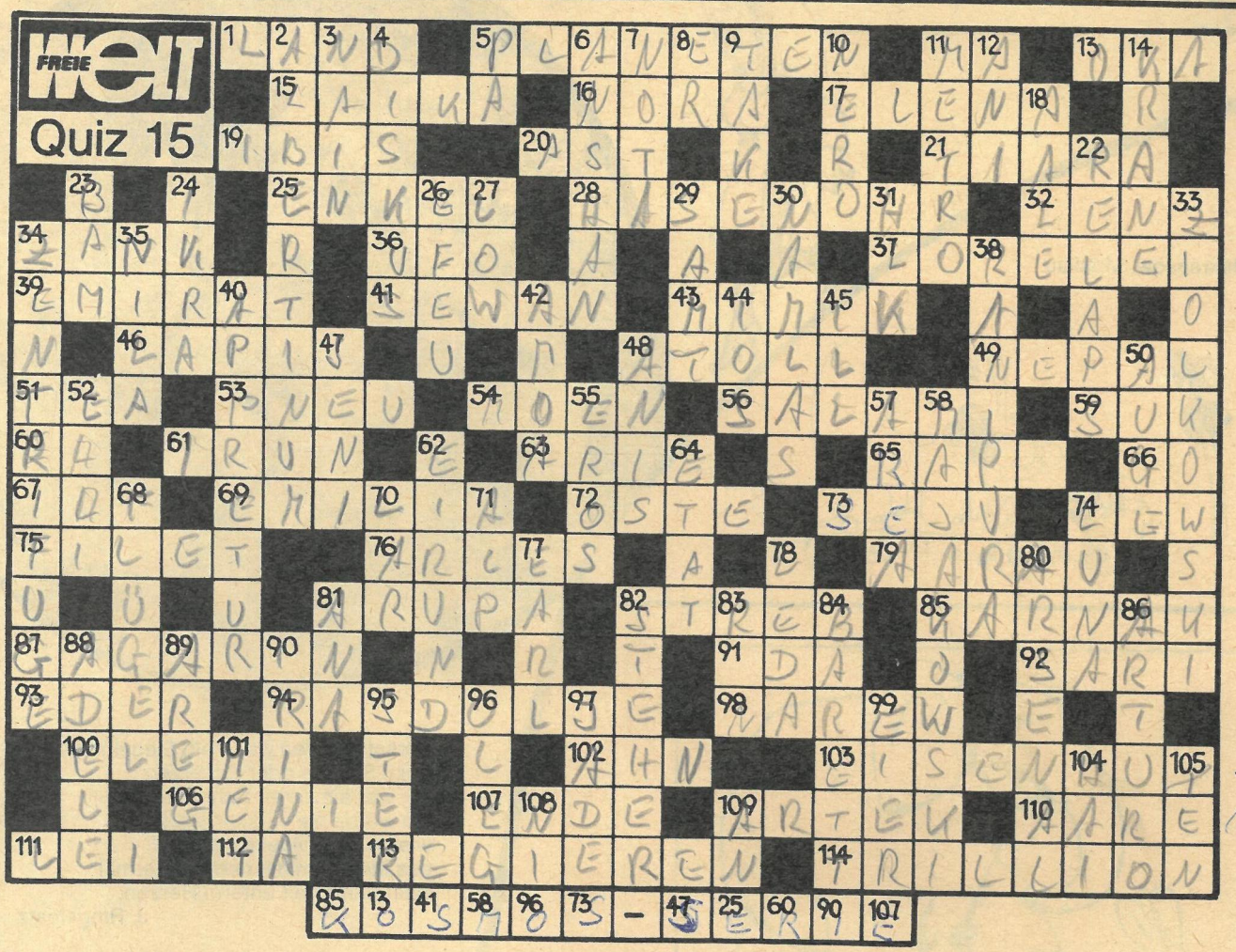
Der Argwohn, der sich von selbst im Geiste einstellt, ist nichts als Mückengesumm; allein der künstlich genährte und durch Klatsch und Gezischel anderer zugetragene Argwohn hat einen Stachel.
Bacon

Ein dickes Fell
erspart
die Salben.
Hannemann

Aus einer
Hundeschnauze
wächst kein
Elfenbein.
chinesisch



Genie, weil er sich immer stark danach fühlte. Lichtenberg



Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Festmasse der Erde, 5. Wandelsterne, 11. Abk. für Mittelalter, 13. Wolganebenfluß, 15. erste sowj. Weltraumhündin, 16. Drama von Ibsen, 17. weibl. Operngestalt aus „Die sizilianische Vesper", 19. storchähnl. Vogel mit gebogenem Schnabel, 20. Baumteil, 21. Papstkrone, 25. Nachkomme, 28. eßbarer Schlauchpilz, 32. svw. Frühling, 34. Streit, Hader, 36. Abk. für „unbekanntes Flugobjekt", 37. Rheinfelsen, 39. Herrschaftsgebiet eines Emirs, 41. Hochgebirgssee in Armenien, 43. Mienenspiel, 46. sogenannter Höllenstein, 48. ringförmige Koralleninsel, 49. Königreich im Himalaja, 51. englisch: Tee, 53. Luftreifen, Bereifung an Fahrzeugen (Kurzw.), 54. dänische Ostseeinsel, 56. ungar. Wurstsorte, 59. tschech. Komponist (gest. 1935), 60. Rinderleistungsbuch (Abk.), 61. nordspanische Grenzstadt am Golf von Biskaya, 63. Opernlied, 65. Fluß östl. von Kaliningrad, 66. altjapan. Brettspiel, 67. sowj. Schriftsteller, Mitautor von „Zwölf Stühle", 69. Titelgestalt bei Lessing, 72. Fluß zur Nordsee/BRD, 73. Nebenfluß des Amur, 74. russ. Männername, 75. die grätenfreie Längshälfte von Fischen, 76. südfranzös. Stadt, 79. schweizer. Kantonhauptstadt, 81. westlichste Insel der Kleinen Antillen, 82. Abbauraum im Bergwerk, 85. ägypt. Ruinenstätte nördl. von Luksor, 87. erster Kosmonaut der Welt, 91. Mädchenname, 92. indisches Frauengewand, 93. Fuldanebenbluß, 94. sowj. Ortschaft westl. von Angarsk, 98. Nebenfluß des Westlichen Bug, 100. trop. Ölbaumharz, 102. Vorfahr, 103. giftiges Hahnenfußgewächs, Heilpflanze, 106. Mensch mit höchster geistiger Schöpferkraft, 107. Schluß, 109. Pionierlager auf der Krim, 110. schweizer. Rheinnebenfluß, 111. Schiefer, Fels, 112. chem. Zeichen für Tantal, 113. svw. herrschen, verwalten, lenken, 114. eine Million Billionen.

Senkrecht: 2. histor. Gebäude a. d. Brühlschen Terrasse in Dresden, 3. kanad. Küstenort im NO der Provinz Neufundland, 4. Sportgerät (Wurfscheibe), 5. chem. Zeichen für Protaktinium, 6. bedeut. Industriestadt (Bergbau, Hüttenkombinat) im SO Chinas, 7. Anmerkung, kleine Rechnung, 8. chem. Zeichen für Erbium, 9. kurzer Szenenausschnitt aus einem Film (engl.), 10. alträm. Kaiser, 11. Moskauer U-Bahn, 12. türk. Ruinenstätte (nahe der Grenze zur Armenischen SSR), 14. Hebe- u. Fördergerät zur Bewegung von Lasten (Mz.), 18. Speisefische, 22. i. d. Medizin svw. Rückfall, neuer Anfall, 23. Baikal-Amur-Magistrale (Kurzw.), 24. Kaviar vom Stör, 26. Kletterpflanze, 27. kanadische Ortschaft nordwestl. von Ottawa, 29. plüschartiges Gewebe, 30. Ort im NO Burmas, 31. Abk. für Heilkunde, 33. russ.-sowj. Raumfahrttheoretiker (1857–1935), 34. Gerät der Raumfahrtmedizin zur Feststellung der Wirkung hoher Beschleunigungen auf den Organismus, 35. indones. Insel nordöstl. von Timor, 38. Ort im W der Indischen Union (nördl. von Ahmadabad), 40. Gewebezurichtung zu Glätte und Glanz, 42. asiat. Zwergbüffel, 44. kleine griech. Insel südl. von Naxos, 45. Rheinnebenfluß, 47. Astrolog Wallensteins, 48. Kuchengewürz, 50. Sinnesorgan, 52. Mädchenname, 55. Liebesgott, 57. Würfel (latein.), 58. bedeut. russ.-sowj. Dichter (1893–1930), 62. svw. oval, 64. Haushaltsplan, 68. Körperteil der Vögel, 70. Langarmaffe, 71. Name mehrerer kleiner Gebirge i. d. BRD, 74. sowj. Mondsonde, 77. engl. Adelstitel, 78. Geliebte des Zeus, 80. Waffenlager, Zeughaus, 81. Zitatensammlung, 82. Radsportler mit Schrittmacher, 83. Meeresgöttin der nord. Mythologie, 84. randlose Kopfbedeckung, 86. italien. Männername, 88. weibl. Operettengestalt aus „Die Fledermaus", 89. Sanddünenwüste, 90. russ. Mädchenname, 95. altes Holzraummaß, 96. russ. Männername, 97. grüner Halbedelstein zur Schmuckverarbeitung, 99. Tierprodukte, 101. Honigwein, 104. Meeresraubfisch, 105. englisch: zehn, 108. chem. Zeichen für Nickel, 109. sowj. Flugzeugtyp.

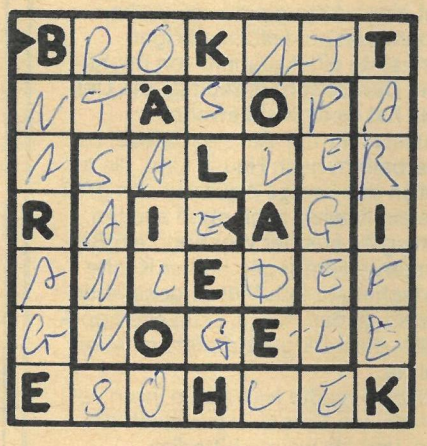
Die sowjetische Raumfahrt – im Dienste und zum Nutzen der Menschheit – ist aus unserem Leben nicht mehr wegzudenken. Als ein Beispiel von vielen sei dafür nur die Erkundung von Erz-, Erdöl- oder Erdgaslagerstätten aus dem All genannt.
Das zweiteilige Lösungswort im heutigen Rätsel bezeichnet eine seit Jahren erfolgreiche Reihe wissenschaftlicher „Sputniks" mit Namen.
Auf dem üblichen Weg über die Buchstaben in den Zahlenfeldern (s. Zahlenleiste am unteren Rätselrand) kommen Sie, liebe Rätselfreunde, zu dem gewünschten Ergebnis.
Ihre Antwort erwartet die Redaktion FREIE WELT, Postfach 8, Berlin, 1056, auf einer Postkarte, da Briefe nicht gewertet werden können. Und bitte die Marke Quiz 15 oder die ausgefüllte Zahlenleiste auf der Karte nicht vergessen! Einsendeschluß ist der 3. September 1986 (Datum des Poststempels).
Die Auflösung und die Namen der Gewinner veröffentlichen wir im Heft 20/1986 der FREIEN WELT.
Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Sie können gewinnen:
1. Preis 100,– Mark
2. Preis 75,– Mark
3. Preis 50,– Mark
4. bis 8. Preis je 25,– Mark

Wörterband

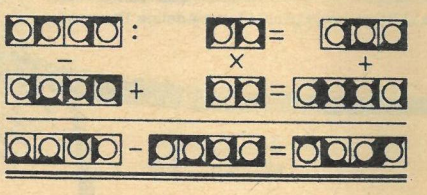
Von außen nach innen: schweres Seidengewebe – Lohnsatz – Abscheu – Beinkleid – Bürge – altgriech. Fabeldichter – Saugwurm – Männername – Nasenlaut – Schubfach – norweg. Schriftsteller (gest. 1908).

Von innen nach außen: Hast – zweitgrößte Stadt des USA-Staates Texas – lateinisch: im Jahre – Nestinhalt – Abk. für Polytechnische Oberschule – italien. Vulkan – Wut, Zorn – unterer Schuhteil – vergorenes Milchgetränk – Blattschneideameise – geflochtener Behälter.



Raten und Rechnen

Jedes Karo bedeutet eine Ziffer; gleiche Karos bedeuten also immer gleiche Ziffern. Diesen Angaben entsprechend sind die Ziffern zu finden, die – in die runden Mittelfelder der Figuren eingesetzt – die waagerechten und senkrechten Aufgaben richtig lösen.



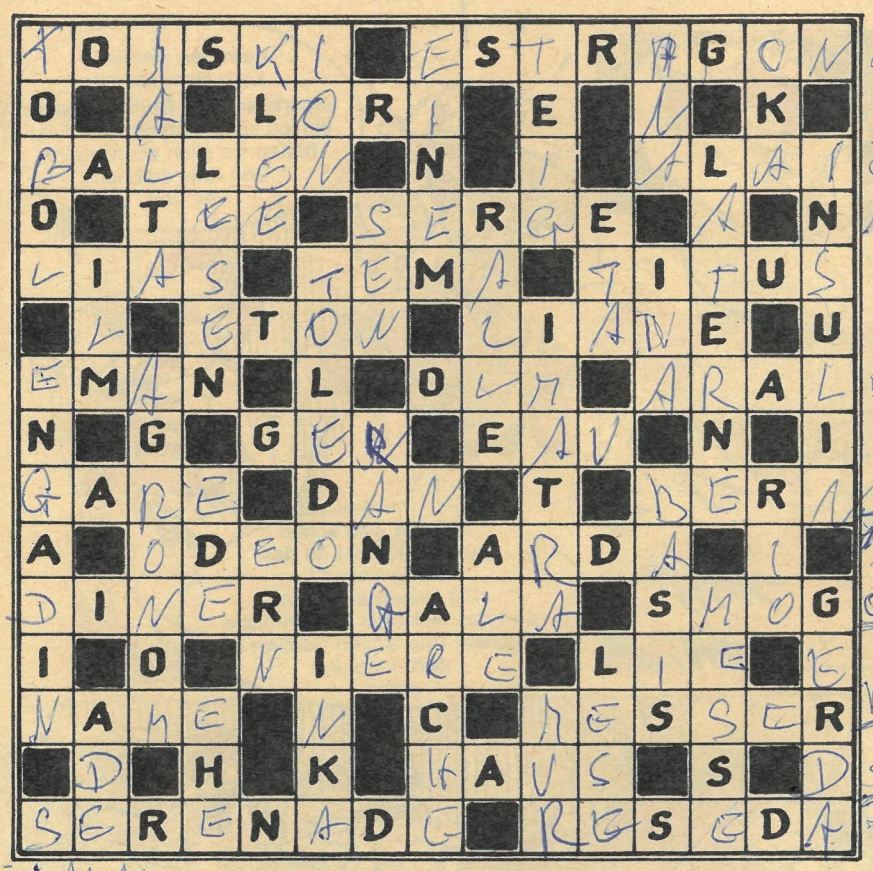
Redaktion: FREIE WELT
Karl-Liebknecht-Str. 29
Berlin
1026
Telefon: über 24 40
Fernschreib-Nr. 011 48 54

Redaktionskollegium:
Chefredakteur (amt.): Günter Bonow
Stellv. Chefredakteure:
Barbara Schablinski,
Marianne Wambutt, Dr. Paul Wurche
Redaktionssekretär: Georg Walter

Wissenschaft: Heinz Bartel
Wirtschaft: Wolfgang Scheel
Politik: Günther Wolfram
*
Leserprobleme: Bernd Siegmund
Kultur: Helmut Zemke i. V.

Bild: Alfred Paszkowiak
Gestaltung: Horst Wustrau
*
Korrespondenten in Moskau:
Jürgen Geitner, Volkmar Billeb,
Dr. Dietrich Pätzold

Herausgeber: Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Erich Reimann

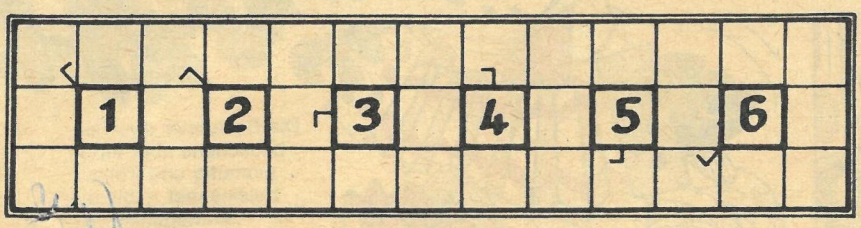


Kreuzgitter

Wörter folgender Bedeutung – hier unabhängig von Richtung und Reihenfolge in der Figur aufgeführt – sind in die Felder einzutragen:
1. Abschiedsgruß, 2. wissenschaftl. ausgebildeter Landwirt, 3. Gebirge im S der Kirgisischen SSR, 4. engl. Biersorte, 5. Zitatensammlung, 6. sowj. See in Mittelasien, 7. Kastenschiff Noahs, 8. Marizanebenfluß in Bulgarien, 9. Verpackungsart für Preßware, 10. Grundlage, 11. Hauptstadt der Schweiz, 12. Judo-Meistergrad, 13. Festmahl, 14. französisch: Wasser, 15. Titelgestalt bei Alex Wedding, 16. Lebensbund, 17. Komponist der Oper „Dantons Tod", 18. Maßeinheit der Radioaktivität von Quellwässern, 19. Hochtal i. d. Schweiz, 20. Hausflur, 21. Küchenkraut, 22. griech. Buchstabe, 23. engl. Schulstadt, 24. Festkleidung, 25. günstigster Zustand des Kulturbodens, 26. Wurfspieß, 27. Mädchenname, 28. Gebäude, 29. Fluß in Thüringen, 30. Stadt in Finnland, 31. Mädchenname, 32. altperuan. Herrscherkaste, 33. Hormon der Bauchspeicheldrüse, 34. Elementarteilchen, 35. Futterpflanze, 36. Beleuchtungskörper, 37. Weinernte, 38. ein Grundschulfach, 39. trop. Schlingpflanze, 40. geolog. Abteilung der Jurazeit, 41. norweg. Schriftsteller (gest. 1908), 42. Papageienart, 43. Inselstaat im Mittelmeer, 44. Großhandelsmarkt, 45. Besteckteil, 46. Fluß i. d. Steiermark/Österr., 47. Bezeichnung, 48. inneres Organ, 49. Musikhalle, 50. Wolganebenfluß, 51. Schwanzlurch, 52. Sumpfhuhn, 53. unartiges Kind, 54. duftende Gartenpflanze, 55. spanisch: Fluß, 56. japan. Währungseinheit, 57. Abendmusik; Ständchen, 58. Futterstoff, 59. industrielle Luftverschmutzung in Verbindung mit Nebel, 60. aromatisches Aufgußgetränk, 61. Backmasse, 62. Hafenstadt in Ghana/Westafrika, 63. altrömischer Kaiser, 64. Nebenfluß des Irtysch/Westsibirien, 65. mittelspanische Stadt, 66. sowj. Bildhauer.

Viereckleiste

Die Wörter beginnen im Feld mit dem Häkchen und verlaufen in angegebener Richtung:
1. Nebenfluß des Dnepr i. d. Belorussischen SSR, 2. das Mittönen, Mitschwingen (z. B. einer Stimmgabel, 3. griech. Lyriker aus Kleinasien (lebte um 550 v. u. Z.), 4. Arbeitsgerät, 5. an Elementen der Gotik orientierte Kunstströmung in der 2. Hälfte des 18. Jh., 6. japan. Bakteriologe, Entdecker der Ruhr- und Pesterreger.



Silbenrätsel

Aus den Silben a – a – an – ba – bend – dar – dat – den – di – du – du – e – ein – eu – flie – ga – ge – li – ling – men – mi – nan – nen – nen – ni – ni – nuch – o – ob – pa – re – ren – se – si – so – stich – tags – tas – te – tel – trä – tu – vres – wat sind 18 Wörter zu bilden, deren erste Buchstaben von oben nach unten und deren dritte Buchstaben von unten nach oben gelesen einen Aphorismus von Marie von Ebner-Eschenbach ergeben:
1. eßbare Frucht einer Palmenart, 2. kurzlebiges Insekt, 3. Wettlauf, 4. Dornfisch, 5. ital. Geigenvirtuose des 18./19. Jahrhunderts, 6. Vorzeichen, 7. Blechblasinstrument, 8. Titelgestalt bei Goethe, 9. Titelgestalt bei Lessing, 10. südamerikan. Laufvogel, 11. bedeutender deutscher Philologe (1829–1911), 12. Haremswächter, 13. Augenwasser, 14. lockeres Fasergebilde, Verbandsmaterial, 15. glasiges, meist schwarzes Vulkangestein, 16. Trockengerüst, 17. Tagesabschnitt, 18. nordfranzös. Stadt mit berühmter Porzellanmanufaktur.

Schach

Marta auf der Höhe
DAMENBAUERNSPIEL, Pia Cramling (Schweden) – Marta Litinskaja (UdSSR), Kandidatinnenturnier zur Schach-WM, Malmö '86, 6. Runde: **1. d4 Sf6 2. Sf3 b6 3. e3 Lb7 4. Ld3 e6 5. 0–0 Le7 6. b3 0–0 7. Lb2 c5 8. De2 cd 9. ed Sc6 10. a3 Tc8 11. Sbd2 d5 12. Sg5 Te8 13. f4 Lf8 14. Tae1 g6 15. Sdf3 Tc7 16. Se5 Lg7 17. De3 Dc8 18. Dh3 Sd8 19. Dh4 h6 20. Sgf3 Se4 21. c4 Sc6 22. cd ed 23. b4 Se7 24. Tc1 f6 25. Sg4 Sf5 26. Dh3 h5 27. Sf2 Sfd6 28. T:c7 D:c7 29. Tc1 De7 30. Sh4 Df7 31. Df3 f5 32. Dh3 Sc4 33. L:c4 dc 34. Sf3 c3 35. La1 Db3 36. Se5 D:a3 37. De3 S:f2 38. K:f2 Da2+ 39. De2 Dd5 40. Kg3 D:d4 Weiß gab auf.**

Magisches Quadrat

Wörter folgender Bedeutung sind so in die Felder der Figur einzusetzen, daß waagerecht und senkrecht gleichlautende Begriffe stehen:
1. brasilianische Hafenstadt, 2. Vorname des französ. Schriftstellers Zola, 3. Grenze, Preisgrenze, 4. Auswahl, Auslese, 5. Längenmaß.

1	2	3	4	5
2				
3				
4				
5				

Auflösungen aus Heft 16/1986

Kreuzgitter. Waagerecht: Arao (2), Aus (4), Arrest (6), Donner (31), Tema (94), Ute (102), Este (34), Spa (88), Ate (8), RR (76), Bai (26), Seeger (86), Ar (25), Tand (92), Daniela (29), Remus (79), Rad (72), Arasi (10), Sto (91), Aas (14), Run (82), Nicker (65), Lea (53), Alea (16), Aorta (18), Made (57), Brandenburg (27), Aqua (20), Senta (84), Uran (101), Tri (96), Mimose (59), rar (75), Eta (37), Kar (46), Asiat (22), Moa (60), Islam (44), Diarium (30), Real (77), Im. (42), Neptun (62), Lar (52), k. o. (50), Ski (90), Lel (54), Kino (48), Ada (24), Atta (12), Etamin (40), Loggia (56), Ner (64), Pose (69).

Senkrecht: Adebar (1), Rosa (81), anti (7), one (67), Arsen (21), Stag (85), Amara (17), Rat (73), Eu (41), Stralsund (87), Terrain (97), Pedro (68), Emir (39), Sasse (83), Edda (38), TU (98), Nase (63), Ear (36), Emil (35), Transit (93), Alabama (19), Nana (61), Cebu (28), Karat (47), Trend (95), Amrum (23), Ode (66), TNT (99), agro (5), Eine (33), Quasimodo (71), Asta (11), Reti (78), Irian (43), Radikal (74), Ria (80), Amme (15), Karte (49), Ares (3), SL (89), Marone (58), Unita (100), Euler (32), Plan (70), Limo (55), Anis (13), Kai (45), Kap (51), AG (9).

Geschütteltes: KASTEN und TELL = Tankstelle.

Um die Ecke gedacht: Dauerwelle.

Zoologisches: Er(Dachs)e, D(Reh)er, H(Ochse)kutter, Ba(Star)d, Ent(Stör)ung, G(Esel)le, B(Lama)ge. – Drossel.

Magisches Quadrat: 1. Ärmel, 2. Reise, 3. Miete, 4. Ester, 5. Leere.

Vom Kern zum Wort: 1. Guatemala, 2. Osterland, 3. Badeanzug, 4. Emballage, 5. Lachtaube, 6. Ingenieur, 7. Niederung. – Gobelin.

Raten und Rechnen:

904	:	4	=	226
−		×		+
144	+	78	=	222
760	−	312	=	448

Auflösung des Kreuzworträtsels (Quiz 12) aus Heft 14/1986

Waagerecht: 1. Rost, 4. Dnepr, 8. Orenburg, 13. Ger, 14. Alei, 15. Raps, 17. AN, 18. Vers, 20. Baribal, 21. Ines, 25. Ilo, 26. Ras, 27. Tower, 30. Alt, 31. Korn, 32. Ysat, 34. Ozon, 36. Llanos, 37. Nuri, 40. Te, 42. Hala, 44. As, 46. glasen, 48. Atelier, 50. Odette, 54. Sai, 55. Grin, 56. Arpa, 58. Transsibirische Eisenbahn, 64. Reni, 65. Igel, 66. Ton, 67. Esprit, 69. Antenne, 72. Aragon, 75. ha, 77. Real, 79. Po, 80. Wehr, 82. Statik, 85. Rips, 87. Cres, 90. Abel, 91. Mor, 92. Elast, 94. Akt, 95. Eni, 97. Swir, 99. Terpene, 101. Anis, 102. Hain, 105. EA, 106. Aloe, 107. Kran,108. Norilsk, 109. Amritsar, 110. Triel, 111. Isar, 112. Tete.

Senkrecht: 1. Reviere, 2. Orel, 3. Tas, 4. Debatte, 5. Nias, 6. Prinz, 7. Rab, 8. Oslo, 9. Etzel, 10. Bai, 11. Unnao, 12. Gast, 16. Patna, 19. Roy, 22. Elsa, 23. Oka, 24. Anna, 26. Ra, 28. Wladislaw, 29. Rast, 33. stabil, 35. Ohr, 38. Usus, 39. Indigirka, 41. el, 43. Lori, 45. Spann, 46. Gare, 47. Liane, 49. IOC, 51. Ene, 52. Tab, 53. Erato, 54. Stroh, 55. Genese, 57. Phon, 59. Nis, 60. Sir, 61. Bete, 62. Set, 63. Noah, 68. Pate, 69. Ali, 70. EP, 71. Nockerl, 73. Revisor, 74. Graphit, 76. Asow, 78. Artel, 81. Flanke, 83. Trier, 84. Ilias, 86. Paper, 88. RT, 89. Sen, 91. Msta, 93. Star, 94. Anke, 96. Nina, 98. Rai, 100. Rot, 101. Ani, 103. Ale, 104. Ist. – **Lösungswort:** Otto von Guericke.

1. Preis:
100,– M Elfriede Balcarek, Berlin, 1193

2. Preis:
75,– M Josef Effler, Blankenburg/Harz, 3720

3. Preis:
50,– M Hildegard Stahl, Erdeborn, 4251

4. bis 8. Preis:
je 25,– M Margitta Kober, Wolgast, 2220; Karl Schmidt, Langewiesen, 6312; Friedel Stibureck, Bernburg, 4350; Heinz Doerwald, Rostock, 2520; Jens Hemmann, St. Egidien, 9277.

Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
*
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405

Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, Karl-Liebknecht-Straße 29, Berlin, 1026
Anzeigenannahme: Berliner Verlag Abt. Anzeigen, Tel. 2 70 32 77 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr)

Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold, 1979 die Ehrennadel des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften „Für Verdienste um die Freundschaft" und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold.

Ah, da kommt der Rotpelz! Jetzt soll er mich kennenlernen!

Frei nach Samuil Marschak, gezeichnet von Viktor Trintschenko, Moskau

Auf der Wiese, dort am Walde
steht das Tierhäuschen,
ist nicht niedrig, ist nicht hoch.
Die Haselmaus
siebt dort das Mehl,
der Frosch bäckt
duftende Pastetchen,
der Hahn schneidet den Speck
mit scharfem Messer,
der Kranich aber rührt
die kräftige Brühe.

Betrüger, elender! Mein Schwanz ist abgerissen, den Dorfbewohnern bin ich kaum entkommen! Fast hätten sie mich erschlagen! Den Hals dreh ich dir um!

Ich habe dich schon gesucht! Kennst du das Tierhäuschen? Die Haselmaus siebt dort das Mehl, der Frosch bäckt Pastetchen! Und sieben Geißlein leben dort, jung und saftig...

Laß uns in das Häuschen einbrechen! Erst fressen wir die Bewohner und dann ziehen wir dort ein. Mollig warm und sicher sitzen wir dort!

BAM!

Was stehst du und gaffst, Bär? Hilf uns lieber, die Tür aufzubrechen! Wirf dich gegen sie!

A-A-A!!

Der Bär aber packte seinen Knüppel fester und wenig später tönte weithin das Wehgeschrei der beiden Räuber. Man hat sie nie wieder im Märchenwald gesehen.

...KI-KE-RI-KI!

Die Bewohner des Tierhäuschens aber leben einmütig und fröhlich beieinander – bis auf den heutigen Tag.

DAS TIERHÄUSCHEN

Ende

Fortsetzung von Seite 35

Der Abstecher

henflug und Ersticken. Irina begann zu weinen. Die Tränen rannen ihr über die Wangen, und mit ihnen schwand gleichsam ihr Schmerz. Er machte die Tränen salzig, aber ihr wurde leicht ums Herz.

Am selben Abend kehrten sie nach Moskau zurück.

Er brachte sie bis vor ihre Wohnungstür und lüftete den Hut.

„Ist Ihnen besser?“ fragte ER.

„Natürlich“, sagte Irina. „Da es die See, Mozart und Sie gibt, ist das Leben nicht nur ein Muß, sondern auch ein Genuß.“ Er küßte ihr die Hand und stieg die Treppen hinab.

Irina stand da und blickte auf die Fußspuren, die er hinterließ, sie glichen riesigen Bohnen.

Er fuhr mit der Metro bis zur Station „Jugo-Sapadnaja“. Dann mit dem Autobus bis zur Haltestelle „44. Quartal“. Dann mit dem Fahrstuhl bis vor seine Wohnung und schloß die Tür auf.

Im Flur stand seine Frau mit dem einjährigen Töchterchen auf dem Arm. Frau und Töchterchen hatten beide das gleiche runde Gesicht, waren beide ungekämmt und zerzaust und ähnelten bezaubernden Wilden.

„Wieder mal einen Abstecher gemacht?“ fragte seine Frau und heftete ihre kleinen runden Äuglein, die Nagelköpfen glichen, auf ihn.

Er antwortete nicht. Legte schweigend ab.

Mit „wieder“ meinte seine Frau seinen letzten Trip nach Sibirien, in die Bijsker Vitaminfabrik. Irgend jemand hatte dringend Sanddornöl gebraucht, und in die Rolle des Zauberers war natürlich ER geschlüpft.

„Du liebst Überraschungen“, sagte seine Frau. „Du unglückseliger Angeber. Und ich hock hier allein mit dem Kind... Wirble rum wie'n Hund an der Fähre.“

Er betrachtete seine Frau, bemüht, sich vorzustellen, wie sich ein Hund an der Fähre verhält und was eine Fähre überhaupt ist. Vermutlich ein großes Boot oder ein großer Kahn, mit dem die Leute ans andere Ufer übersetzten. Der Hund aber weiß nicht, nehmen sie ihn mit oder nicht, deshalb wirbelt er kläffend umher. Er fürchtet sich, ohne Herrn zu bleiben.

„Du hast unrecht“, sagte ER sanft. „Du bist mein Hündchen. Und ich bin dein Herr. Du weißt das.“

„Das ist mir völlig schnurz“, sagte seine Frau. „Ich bin es müde. Du willst die ganze Menschheit beglükken, aber für mich tust du rein gar nichts. Für mich bist du zu faul, ist dir langweilig.“

„Was hättest du denn gern, was ich täte?“

„Bring wenigstens den Mülleimer raus. Der Müll quillt schon über. Ich hab ihn bereits viermal mit dem Fuß festgestampft.“

„Kannst du den Eimer denn nicht selber rausbringen?“ fragte ER erstaunt. „Du siehst doch, ich bin erschöpft.“

Er setzte sich in einen Sessel, nahm die Brille ab und schloß die Augen.

Seine Frau sah ihn mitfühlend an.

„Ich habe ja nichts gegen deine Wunder“, sagte sie. „Sollen die Leute mit deiner Hilfe gesund und glücklich werden. Aber warum auf meine Kosten?“

Er öffnete die weitsichtigen Augen.

„Und auf wessen Kosten geschehen die Wunder im Märchen?“

Seine Frau überlegte.

„Auf Kosten der Feen“, fiel ihr ein. „Na siehst du. Das heißt, du bist meine Fee.“

Seine Frau wollte etwas erwidern, aber während sie noch nachsann, war er eingeschlafen. Er war wirklich erschöpft. Die Fee brachte das Töchterchen zu Bett. Dann ihren Mann. Dann trug sie den Mülleimer raus. Dann spülte sie Geschirr. Dann kochte sie Makkaroni, damit sie sie am nächsten Morgen rasch aufwärmen konnte.

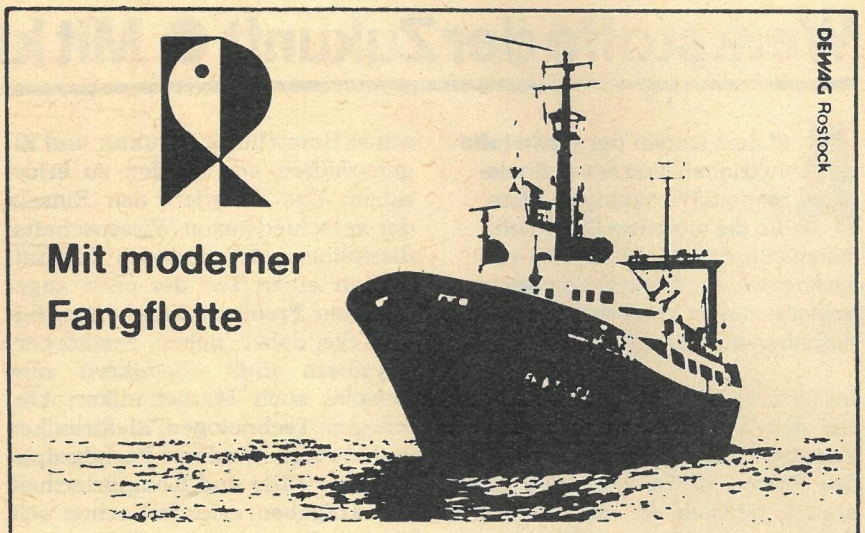
Die wissenschaftliche Mitarbeiterin Irina Dubrowskaja erwachte Montag früh um halb acht, starrte zur Decke und begann zu grübeln: Hatte es das „Gestern“ in ihrem Leben gegeben oder nicht? Einerseits erinnerte sie sich so klar und deutlich an den Geschmack der Schlagsahne und die Kiefernzweige vorm grauen Himmel, daß es das gegeben haben mußte. Natürlich hatte es das gegeben. Andererseits existierten keinerlei reale Spuren, nicht einmal der bei Flügen übliche Kofferanhänger. Da fielen ihr plötzlich die Spuren auf der Treppe ein.

Irina sprang aus dem Bett, rannte in die Diele, riß die Wohnungstür auf und... So etwas gibt es nur in der Kindheit, wenn du aus der Schule nach Hause kommst, ins Zimmer trittst – und in der Ecke steht die Neujahrstanne. Oder du schlenderst einen Waldweg entlang und entdeckst plötzlich einen Steinpilz.

Da waren keinerlei Spuren. Keine. Weder Kalk noch Renovierung. Die Renovierung war abgeschlossen, und am frühen Morgen hatte Tante Mascha das Treppenhaus saubergemacht. Die Fliesen der Stufen leuchteten hellrot in der Farbe der Scheuerleisten, die Wände zartgrün und die Decke weißblau.

Das Treppenhaus wirkte festlich wie die Neujahrstanne und überraschend wie ein Steinpilz. Und es sah aus, als würde das ewig so bleiben und sich niemals ändern.

Aus „Sowjetliteratur“ 6/86



DEWAG Rostock

Mit moderner Fangflotte

Auf den Schiffen der Hochseefischereiflotte des VEB Fischfang Rostock gibt es Einsatzmöglichkeiten im Bereich:

Fischverarbeitung
als Produktionsarbeiter

Voraussetzungen für eine Bewerbung sind:
– Mindestalter 18 Jahre und
– ein guter Gesundheitszustand

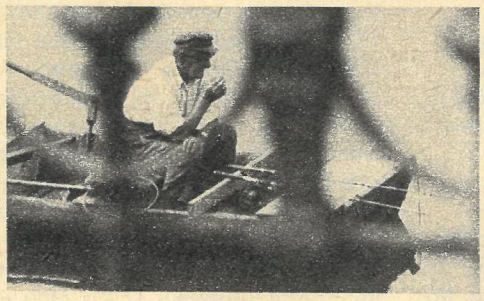
Die Entlohnung – verbunden mit weiteren seefahrtsspezifischen Vergünstigungen – erfolgt auf der Grundlage des Rahmenkollektivvertrages der Hochseefischerei.

Informieren Sie sich!

Fügen Sie Ihrer Anfrage oder Bewerbung einen ausführlichen Lebenslauf bei!

VEB Fischfang Rostock
Stammbetrieb des VEB Fischkombinat
Personalbüro
2510 Rostock 5
Am Fischkombinat 11

Reg.-Nr. 63/I/86



Angler-latein von Prago-export

Überall auf der Welt angeln Menschen Fische: um die Familie zu ernähren, um sportlichen Ehrgeiz zu befriedigen, um Entspannung zu finden. Unübersehbar ist die Schar der Leistungssportler und Gelegenheitsstipper, der organisierten und einsamen, männlichen und weiblichen, alten und jungen Angler. Und: Angeln ist die einzige Philosophie, von der man satt wird.

Auch in der Tschechoslowakei ist der Angelsport ein beliebtes Hobby; allein 300 000 Mitglieder zählen der Tschechische und der Slowakische Anglerverband. Aufgabe dieser Verbände ist auch, für genügend Fische in Flüssen und Seen zu sorgen. Von den 67 Fischarten, die in der Tschechoslowakei vorkommen, werden 25 besonders gezüchtet. Jungfische und Rogen einiger Arten finden auch in einigen westeuropäischen Ländern Absatz.

In mehreren Produktionsbetrieben und Genossenschaften der ČSSR wird produziert, was Angler brauchen: Ruten, Rollen, Kescher, Sehnen, Blinker, Kunstfliegen, Hocker, Rucksäcke. Allein das Nationalunternehmen TOKOZ in Zdár nad Sázavou in Ostböhmen stellt 300 Typen von Angelruten her, hohle und massive, zweiteilige feste und elastische, Reiseruten unterschiedlicher Längen, die ineinandergeschoben nur etwa vierzig Zentimeter messen und 200 Gramm wiegen. Hinzu kommen Spezialruten für den Fischfang auf großen Seen und den an Bergbächen. Der Service erlaubt sogar spezielle Wünsche der Sportangler in der Tschechoslowakei und in vierzig Ländern der Welt. Angelruten und Anglerzubehör sind ein Exportschlager der Tschechoslowakei. Das Außenhandelsunternehmen Pragoexport bietet komplette Sortimente für jede Art und Weise des Angelns an, vom einfachen Stippen bis zum Hochsee- und Eisangeln.

Tschechoslowakische Angelruten, die unterschiedlichsten Rollen, dünne und dicke Angelsehnen, Setzkescher und künstliche Köder kaufen Angler in Europa, Süd- und Nordamerika, Asien und Afrika. Pragoexport kann Angler mit allem Zubehör ausstatten, das Anglerglück allerdings muß jeder auf seine Weise finden.

Werkstoffe der Zukunft ● Mit kleinen Mengen große Wirkungen ●

Auf dem Gebiet der Werkstoffe vollziehen sich revolutionierende Entwicklungen, ohne die die moderne Elektronik, Raumfahrt oder Medizin nicht vorstellbar wären. Worin sehen Sie angesichts dieser Veränderungen die Aufgaben auf Ihrem Fachgebiet?

Im Grunde leben wir noch immer – auf den Werkstoff bezogen – im Zeitalter des Stahls, Betons und des Holzes, deren weltweiter Verbrauch jährlich an die Milliarden Tonnen heranreicht. Obwohl es sich hier um größtenteils klassische Werkstoffe handelt, sind sie nicht aus dem Gesichtsfeld der Wissenschaft verschwunden, weil sich wegen ihres massenhaften Gebrauchs schon geringste Eigenschaftsverbesserungen enorm auswirken.
Die Suche nach brauchbaren Werkstoffen begleitet die Menschheit von Beginn ihrer Entwicklung. Auch wir suchen heute noch nach solchen Stoffen – nach völlig neuartigen Werkstoffen und nach Substitutionsmaterialien, die wir auf der Grundlage einheimischer Rohstoffe entwickeln. Unser Ziel besteht letztlich darin, Werkstoffe zu entwickeln, die wir in Wechselwirkung mit der Anwenderindustrie komponieren können, denn neue Werkstoffe erfordern auch neue Anwendungskriterien.

Ein besonders reizvolles Gebiet sind die Sonderwerkstoffe. Ihr Einsatz zählt nicht nach Millionen Tonnen, sondern oft nur nach Tonnen, Kilogramm oder Gramm.

Ja, denken Sie nur an den Halbleiter Silizium, auf dessen Basis die winzigen Schaltkreise für die Mikroelektronik hergestellt werden. Nur wenige Tonnen Silizium haben aber in Form der winzigen Chips den wissenschaftlich-technischen Fortschritt revolutioniert. Solche Sonderwerkstoffe haben sehr spezifische Eigenschaften, zeigen zumeist schon beim Einsatz kleinster Mengen große Wirkungen und zeichnen sich durch einen immens hohen Veredlungsgrad aus. Bei Feinstdrähten für Spezialanwendungen beispielsweise – sie sind nur einige tausendstel Millimeter dick – beträgt der Wertzuwachs gegenüber dem Rohstoff etwa das Tausendfache.
Um auf unsere Aufgaben zurückzukommen: Es geht darum, die sehr komplizierten Beziehungen zwischen Herstellung, Struktur und Eigenschaften von Stoffen zu erforschen. Das erfordert den Einsatz der verschiedensten Wissenschaftsdisziplinen. An unserem Institut, wo wir einen Teil der oben angedeuteten Probleme bearbeiten, finden Sie daher neben Festkörperphysikern und -chemikern zum Beispiel auch Mathematiker, Metallogen, Technologen, Elektroniker und Vertreter anderer Fachdisziplinen. Die Fülle und Kompliziertheit der Aufgaben erfordert schon seit langem die internationale Kooperation. Unsere langjährige Zusammenarbeit mit sowjetischen Instituten ist inzwischen unentbehrlich geworden.

Ihre Arbeit mit sowjetischen Partnern, die bereits viele Jahre währt, ist gewiß reich an Erlebnissen, besonderen Ereignissen.

Der aufregendste Höhepunkt war in dieser Zeit freilich der Kosmosflug von Sigmund Jähn und Valeri Bykowski im Jahre 1978, an dem wir mit einem materialwissenschaftlichen Experiment beteiligt waren. Im Unterschied zu Versuchen auf der Erde, die sich im Falle eines Mißerfolgs – etwa auch infolge Fehler in der Vorbereitung – jederzeit wiederholen lassen, bestand die Chance des kosmischen Experiments praktisch nur einmal. Weiterführende Experimente sind nur in Abständen von mehreren Jahren möglich. Dies erforderte eine völlig neue Einstellung zum Experiment, teilweise neue Methodiken, von denen wir lange danach noch für irdische Versuche profitiert haben.
Unsere mehr alltägliche Zusammenarbeit indessen bezog sich auf die Entwicklung harter Werkzeugwerkstoffe in Kooperation mit Instituten der Ukrainischen Akademie der Wissenschaften. Solche Arbeiten haben eine hohe volkswirtschaftliche Bedeutung. Wenn ich etwa daran denke, daß in der DDR jährlich rund 250 Millionen Arbeitsstunden für die spanende Formung wie Bohren, Drehen oder Fräsen aufgewendet werden, so kann man sich leicht vorstellen, was es heißt, wenn Schneidwerkzeuge aus Wolframkarbid eine zwanzigfach höhere Schnittgeschwindigkeit erlauben als die besten Schnellarbeitsstähle. Auch das Beschichten von Hartmetallen mit noch verschleißfesterem Titankarbid oder Aluminiumoxid bringt hohe Effekte.
Wenn ich vorhin sagte, daß wir vertrauensvolle Beziehungen entwikkeln konnten, so trug auch gelegentlich harter Meinungsstreit dazu bei. Ich erinnere mich noch gut an Professor Owsienkow aus Kiew, einen streitbaren und hartnäckigen Partner, mit dem wir tage- und nächtelang diskutiert haben, Federn ließen, um schließlich zu neuen Anschauungen und noch heute gültigen wissenschaftlichen Ergebnissen zu kommen. Wir beschäftigten uns mit Fragen der Reinstdarstellung hochschmelzender Metalle, die heute als Spezialwerkstoffe in der Mikroelektronik interessieren. Es galt, Reinheitsgrade von 1:100 Millionen zu erreichen, das bedeutet, daß 100 Gramm des Materials nur ein millionstel Gramm Verunreinigungen enthalten dürfen.

Mitte der siebziger Jahre wurden amorphe Metalle interessant, manchmal populärer als metallische Gläser bezeichnet. Was sind das für Werkstoffe, und welche Bedeutung haben sie?

Es handelt sich um metallische Legierungen, die – grob gesagt – die Struktur von Glas haben. Das bedeutet, daß die Atome nicht in einem regelmäßigen Gitter angeordnet sind, wie das in den Kristallinen, und dazu gehören normalerweise die Metalle, der Fall ist. Die Atome liegen in einer dichten, unregelmäßigen Packung, einer Kugelpackung vor. Bei Metallen kann man diesen besonderen Zustand nur erreichen, wenn man sie aus der Schmelze extrem rasch abkühlt, mit Abkühlungsgeschwindigkeiten von 100 000 Grad pro Sekunde und mehr. Wir müssen also die Natur mit einem hohen technischen Aufwand überlisten. Dazu sind neuartige Technologien erforderlich, die wir weiter erforschen.
Die amorphen Metalle zeichnen sich durch eine bemerkenswerte Kombination mechanischer und physikalischer Eigenschaften aus. Sie haben zum Beispiel große Härte und Festigkeit und sind gleichzeitig biegsam wie eine Stahlfeder. Dazu gesellt sich ein günstiges Korrosionsverhalten. Metallische Gläser auf Eisen- und Nickelbasis mit einigen Prozent Chrom sind beispielsweise säurebeständig. Besonders hervorzuheben sind jedoch ihre guten weichmagnetischen Eigenschaften.
Wegen dieser im Vergleich zu herkömmlichen Materialien verbesserten Eigenschaftskombinationen werden eine Reihe von Anwendungen möglich. Sie eignen sich sehr gut für die Herstellung von Transformatoren, Magnetköpfen von Tonbandgeräten, Kassetten- oder Videorekordern oder für Schaltnetzteile, wie sie in allen modernen Fernsehern jetzt eingebaut werden. Sie sparen Energie und sind ökonomisch im Material. Bemerkenswert ist noch, daß diese Werkstoffe als meterlange, aber hauchdünne Folien von nur 30…60 Mikrometer (ein Mikrometer – der millionste Teil eines Meters) Dicke hergestellt werden, was bei herkömmlichem Material wiederum nur mit viel Energie und hohem Produktionsaufwand geht. Diese so dünnen Folien sind auch für viele andere Anwendungen von Interesse. So werden sie als Verstärkungsmaterial für Plaste, Baustoffe und Feuerfestmaterialien eingesetzt.
Auf dem Gebiet der Grundlagenforschung für diese Materialgruppe haben wir eng mit unseren Kollegen aus Kiew zusammengearbeitet. Sie verfügten beispielsweise über das Know-how, Röntgenstrukturuntersuchungen der Metalle – ein unentbehrliches Hilfsmittel für jeden

Professor Dr. sc. nat. Johannes Barthel ist Direktor des Zentralinstituts für Festkörperphysik und Werkstofforschung Dresden der Akademie der Wissenschaften der DDR, Mitglied des Nationalkomitees für Kristallographie der DDR bei der Akademie und einer ständigen Arbeitsgruppe der sozialistischen Länder im Rahmen von Interkosmos sowie anderer nationaler und internationaler wissenschaftlicher Gremien. Professor Barthel ist Autor oder Mitautor zahlreicher wissenschaftlicher Veröffentlichungen und unterhält vielfältige Verbindungen mit wissenschaftlichen Kooperationspartnern vor allem in der Sowjetunion.

Auf ein Wort, Herr

Metallische Gläser für die Unterhaltungselektronik

Werkstofforscher – bei Temperaturen von Tausenden Grad durchzuführen. Wir hingegen waren mit guten Kenntnissen der Theorie ausgerüstet, so daß wir uns vortrefflich ergänzen konnten.

Ihr Institut hat demonstriert, welche verblüffenden Ergebnisse sich aus der Verknüpfung von unterschiedlichen Erkenntnissen der Grundlagenforschung ergeben können. Ich denke zum Beispiel an die Veredlung von Metalloberflächen durch Laserbestrahlung.

Ja, tatsächlich kann man die Oberfläche von einfachem grauen Stahlguß durch Laserstrahlen soweit härten, daß daraus hergestellte Werkzeuge und Produkte wesentlich länger halten. In der Landwirtschaft beispielsweise gibt es Hochdrucksammelpressen, die Stroh zu Ballen formen und anschließend mit einem Faden fest verschnüren. Dieser Faden läuft durch sogenannte Knüpfernadeln, wo er früher – man möchte es nicht glauben – oft genug deren Nadelöhr durchrieb. Nun sind solche Nadeln nicht teuer, aber das Wechseln der Nadeln und die damit verbundenen Stillstandzeiten der Maschinen schlug in der Erntezeit erheblich ökonomisch zu Buche. Durch die Behandlung der Öhre mit Laserstrahlung konnten diese soweit gehärtet werden, daß praktisch kaum noch Ausfälle vorkommen.

Das ist übrigens solch ein Beispiel dafür, wie geringfügige Veränderungen im Mikrobereich enorme Auswirkungen im Makrobereich haben können. Denn durch den Laserstrahl werden nur die oberflächennahen Bereiche des Materials beeinflußt, nur wenige zehn Mikrometer der ansonsten tausendfach stärkeren Nadel.

Mit Laserstrahlen regenerieren wir neuerdings auch die Kurbelwellen von schweren Dieselaggregaten. Das führt zu Einsparungen von vielen Tonnen hochwertigen und bearbeiteten Stahls. Ein weiteres hochinteressantes Gebiet sind die sogenannten Sprödwerkstoffe, die, so möchte ich sagen, geradezu in Mode gekommen sind, wenn ich nur an die Keramik denke. Die Zeitungen berichteten schon über den japanischen Verbrennungsmotor für Autos aus neuartiger Keramik. Solche Werkstoffe haben bemerkenswerte Eigenschaften, aber eben den Nachteil, spröde zu sein. Wir interessieren uns nun dafür, wie ihre Struktur verändert werden kann, damit sie nicht so schnell zerbrechen oder platzen. Um dies zu erreichen, kann man mikroskopisch feine Störungen so einbauen, daß ein entstehender winziger Riß sich nicht ausweitet und zum Bruch führt.

Solche „Werkstoffe nach Maß" stehen auch bei unseren Beratungen mit den sowjetischen Partnern auf der Tagesordnung. Das Ziel ist die Entwicklung neuartiger, material- und energiesparender Technologien, die sehr viel höhere Ansprüche an das Niveau der Produktion, an die Produktionskultur stellen.

Etwa 30 Kombinate und Betriebe sind Ihre Partner in der Produktion. Sind Sie mit der Zusammenarbeit zufrieden, vor allem angesichts der Tatsache, daß Akademien und Hochschulen, aber auch die Industrie, jetzt aufgefordert sind, diese Kooperation noch wesentlich zu verstärken?

Ja, eigentlich sind wir sehr zufrieden. Die Zusammenarbeit mit der Industrie fordert uns immer wieder heraus zu überlegen, was wir der Praxis Neues anbieten können, motiviert also das Nachdenken darüber, in welcher Richtung wir forschen müssen. Es ist nämlich nicht immer einfach, neue Ideen in die Industrie hineinzutragen, auf eine moderne und zeitgemäße industrielle Produktion auf höchstem technologischem Niveau hinzuwirken. Erfolg und damit Genugtuung haben wir nur dann, wenn wir mit wirklich attraktiven Ideen aufwarten. Dann können wir in der Industrie auch etwas bewegen.

Ich sehe aber auch eine steigende Verantwortung der Industrie für die Grundlagenforschung. Aus unseren Verhandlungen mit Praxispartnern erkennen wir mit einer gewissen Freude, daß dies dort auch so verstanden wird.

All das ist freilich kein reibungsloser Prozeß. Mit den zum Parteitag der SED formulierten Aufgaben sind jedoch die Bedingungen für eine tiefere und schärfere Auseinandersetzung zwischen Vorlaufforschung und Industrie geschaffen. Es geht heute um wirklich Neuartiges. Neue Werkstoffstrukturen oder die weitere Nutzung der Lasertechnologie sind solche Beispiele.

Das Gespräch führte
Dr. Michael Ochel

Foto: Detlef Christel

Professor!

RUSSISCH

OHNE SCHULBANK

Ein шницель ist kein Schnitzel

Der sprachunkundige oder der mit geringen Russischkenntnissen ausgestattete Reisende klammert sich einleuchtenderweise oft an Vokabeln, die ihm aus seiner Sprache vertraut sind, vielleicht sogar aus dem Deutschen stammen. Unser kommunikationsfreudiger Held benutzt sie hoffnungsvoll, wundert sich, wenn man ihn mißversteht, oder deutet sie selber falsch, wenn er sie in der fremden Sprache liest.

Fangen wir mit гастроном (gaßtranóm) an. Das ist kein Restaurant für Feinschmecker, sondern eine Verkaufsstelle, eine **Feinkosthandlung.** Na schön, Sie merken es ja schließlich beim Betreten des Ladens. Peinlicher könnte es schon werden, wenn man Sie einem **Akademiemitglied** – академик (akadjémik) vorstellt und Sie in der Annahme, das Wort bedeute wie bei uns etwa Hochschulabsolvent, schlicht HSA, folgendes von sich geben: Очень приятно, Мюллер, тоже академик (Otschin prijátno, Müller, tóshe akadjémik) – **Sehr angenehm, Müller, auch Akademiemitglied,** um zart anzudeuten, daß auch Sie studiert haben. Diesen Sachverhalt meldet man lieber mit seiner **Berufsangabe:** Я по специальности физик /архитектор, ветврач, редактор/ (Ja pa ßpizyálnoßtji físik /architjäktor, witwrátsch, ridáktor/) – **Ich bin Physiker/ Architekt, Tierarzt, Redakteur bzw. Lektor/.** Sollten Sie zu den Berufsgruppen mit den Nachsilben -l o g e oder -g r a p h gehören, müssen Sie sich im Vergleich zur deutschen Form auf einen Betonungswechsel einstellen, wodurch das Wort dann ganz anders klingt: Я по специальности геолог /зоолог, технолог/ (giółog/ saółog, tjichnółog/) – **Ich bin Geologe/Zoologe, Technologe/;** географ /этнограф, фотограф/ (giógraf /itnógraf, fatógraf/) – **Geograph/ Ethnograph, Fotograf/.**

Die Vorstellung wäre überstanden. Vor Anspannung ist Ihnen die **Krawatte** verrutscht: галстук (gálßtuk), nicht etwa ein Halstuch.

Jetzt müßte man etwas essen. Etwas Frisches wäre nicht schlecht, wie wär's mit **Tomaten,** man kennt doch die Vokabel томат (tamát). Dieses Wort wird aber als Bezeichnung für die angebaute Kultur gebraucht – als Lebensmittel heißen die begehrten „Goldäpfel" помидоры (pamidóry). Mit den **Kartoffeln** ist es ähnlich: Als Kultur und als Futtermittel heißen sie картофель (kartófjel) – das Wort ist nur im Singular gebräuchlich –, als Beilage auf dem Teller aber картошка (kartóschka). Sie können sich also ein Gericht **mit Bratkartoffeln** bestellen, wenn Sie sich wie zu Hause fühlen wollen: с жареной картошкой (sháreno kartóschkoj). Dann brauchen Sie auch kein бутерброд (buterbrótt) mehr, was aber ein **belegtes Butterbrot** ist, und das (im Russischen **der**) шницель (schnízyl), womit aber die **Bulette** gemeint ist, würde Ihren Magen nur überlasten. Vielleicht leisten Sie sich noch **Bonbons** конфеты (kanfjäty) oder eine **Schachtel Pralinen** – шоколадный набор (schakałádny nabór), was wörtlich übersetzt soviel wie Schokoladengarnitur bedeutet.

Nun aber entsprechend gesättigt, haben Sie sicherlich die Muße, sich die restlichen kritischen Vokabeln vorzunehmen: пауза (páusa) ist nur im musikalischen Bereich eine Pause, im Theater heißt **Pause** антракт (antrákt), in der Schule перерыв (pirerýw). Ярмарка (jármarka) ist heute nicht unbedingt ein Jahrmarkt mehr, sondern eher eine Leistungsschau (**Messe**). Шрифт heißt zwar wirklich Schrift (typographisch), doch können Sie das Wort nicht gebrauchen, wenn Sie die **schöne Handschrift** Ihres Briefpartners loben wollen: у вас хороший почерк (U was charóschy pótscherk) – **Sie haben eine schöne Schrift.** Ein плац (płaz) ist glücklicherweise wirklich ein Platz, allerdings ein **Exerzierplatz,** wohingegen der Begriff плацкарта (płazkárta) für die **Bettkarte** im Schlafwagen verwendet wird.

Welch eine Freude, daß wenigstens die Wörter ландшафт (landscháft), пудель (púdjel), масштаб (maschtáp), фейерверк (fejerwérk), лейтмотив (lijtmatjíf), портвейн (partwéjn), рюкзак (rjugsák), крокодил (krakadjíl), коридор (karidór) mit ihrer deutschen Entsprechung – **Landschaft, Pudel, Maßstab, Feuerwerk, Leitmotiv, Portwein, Rucksack, Krokodil, Korridor** – übereinstimmen, nur anders ausgesprochen bzw. betont werden. Und daß парикмахер (parikmáchjer) der **Friseur** ist, kann man erraten. Nach dem Besuch bei demselben schicken wir Sie **auf Dienstreise** – в командировку (fkamandjirófku), damit Sie das Gelernte anwenden können:

Счастливого пути! (Schyßlíwowo putjí!) – **Glückliche Reise!** *Hella Rymarowicz*

Auf „Zamfiras Hochzeit"

Eben noch erlebt, nun schon Erinnerung: mein Urlaub an der rumänischen Schwarzmeerküste. Einmaliger Höhepunkt war eine Kulturveranstaltung namens „Nunta Zamfirei". Zamfira – ein Mädchenname, nunta – die Hochzeit. Dieses Ereignis wurde in wunderschönen Tanzbildern in einer Gaststätte dargestellt. Zum Empfang ein Ständchen, eine Blume. Dann gibt man sich an langen gedeckten Tischen lukullischen Genüssen hin. Dazu auf der Bühne die „Hochzeit" und Episoden aus dem künftigen Eheleben. Zum Abschluß ein Tanzspiel – gar nicht so leicht, wie der rumänische Vortänzer im Sitzen die Beine zu wirbeln!

K.-D. Kunick, Gera

Pfauenschweif und Kosmoslook

Folkloreensembles, Laienkünstler überhaupt interessieren mich sehr. Auch Kostüme würde ich mir gern ansehen...

Liesbeth Müller, Dresden

Wir haben für Sie diese zwei Kopfputzvarianten ausgesucht: Unter dem bortengeschmückten Filzhut mit dem prächtigen Pfau lächelt der „Postillon" Valentin Bresgunow aus der Stadt Lytkarino. Seine gesamte Freizeit widmet er dem Bau, oder besser, der kunstvollen Anfertigung von Volksmusikinstrumenten. Hier ist es ein Dudelsack, auf dem er selbstverständlich auch spielen kann! In den Kosmonautenhelmen und dazugehörigen Skaphandern stecken Mädchen eines Sport- und Tanzensembles aus Kaliningrad, die ihr Publikum mindestens für die Dauer ihres Wirbels auf der Bühne aus der Erdenschwere lösen möchten. Unser Kollege von TASS fotografierte die Volkskünstler in Krasnogorsk, wo im Frühjahr ein Festival des Moskauer Gebiets eröffnet wurde. An diesem Festival, das in allen Rayons begangen wird, nehmen Laienschauspieler, -tänzer, -sänger und -musikanten teil, außerdem Kunsthandwerker, Hobbygärtner und Mitglieder von Klubs und Interessengemeinschaften für Wissenschaft und Technik. Im ganzen sind es mehr als 650 000 Menschen. Und das ganze bunte Treiben ist schon ein Anlauf auf das Zweite Allunionsfestival der Volkskunst zum 70. Jahrestag des Roten Oktober im nächsten Jahr. *Ihr Leserforum*

Korallen

So war es richtig in Folge 3 „Korallen vor Kuba" (FW 15/86): Korallen galten lange Zeit als Pflanzen, Steine oder auch Kristallisationen des Meerwassers. Es gewannen: 100 M – Barbara Schade, Magdeburg; 75 M – R. Wick, Mühlhausen; 50 M – Anneliese Krause, Welzow; Klaus Dieter Markus, Hettstedt; Regina Schwarz, Angermünde. Herzlichen Glückwunsch.

Redaktion: Ingrid Buchholz; Fotos: TASS/Chemeljanin (2); Zeichnungen: Detlev Schüler; Vignette: Martin Kotsch

Leserfoto

Höhensonne – echt und gratis, in der Hohen Tatra (ČSSR) fotografiert von Günter Laugisch, Zeitz

Richtig und notwendig!

Am 31. Juli 1986 verfolgte ich in der „Aktuellen Kamera", wie der Präsident der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft, Erich Mückenberger, und Sergej Lapin, der Vorsitzende der Sowjetischen Gesellschaft für Freundschaft mit der DDR, die Vereinbarung über die Hauptrichtungen der Zusammenarbeit bis zum Jahre 1990 unterzeichneten (siehe auch Seite 14). Das regte mich an, mir meine Erlebnisse in der UdSSR im September vor 25 Jahren erneut vor Augen zu führen. Überall, wo unsere Delegation hinkam, sagten uns die sowjetischen Bürger: „Was ihr am 13. August 1961 in Berlin gemacht habt, war richtig und für den Frieden in Europa notwendig." Ich war damals wie viele andere auch Angehöriger der Kampfgruppen und habe hier in Dresden auf Wache gestanden. Die Reise hatte ich von meinem damaligen Betrieb, dem VEB Elektromat Dresden, als Auszeichnung erhalten. Im Dezember 1985 übernahm ich mit großer Freude die Funktion als Vorsitzender einer DSF-Gruppe. Vor allem deshalb, weil die Sowjetunion seit Jahren unermüdlich der Welt und im besonderen den USA vorschlägt, das Wettrüsten auf der Erde zu beenden und im Weltraum gar nicht erst zu beginnen, wie es erst unlängst wieder Michail Gorbatschow in Wladiwostok betonte.

Erich Illing, Dresden

Preisfrage

Heft 17/86

Welcher Betrieb ist Alleinhersteller von Fernmeldekabeln in der DDR?

Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. 1 × 50 M sind zu gewinnen. Das Los entscheidet unter Ausschluß des Rechtsweges. Auflösung in Heft 19/86. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort schicken Sie bitte an Redaktion FREIE WELT, Postfach 9, Berlin, 1056. Briefe werden nicht gewertet. Einsendeschluß: 27. August 1986. Auflösung von Heft 15/86: Über rund 7000 Militärstützpunkte verfügen die USA. Wir gratulieren Elke Sperling, Schildow.

Unvergessen

FREIE WELT lese ich gern, besonders Beiträge aus Volkspolen. (Siehe auch „Bilder aus den ersten Tagen", FW 15/86.) Ich erlebte das Kriegsende als Bewohner im damaligen Breslau (Wrocław). Kürzlich weilte ich wieder in der Oderstadt. Mein Weg führte mich diesmal zum sowjetischen Ehrenfriedhof im Stadtteil Krzyki. Inmitten der vielen Grabplatten fiel mein Blick auf den Namen Horst Vieth in kyrillischen Buchstaben. Mich interessierte das Schicksal dieses Deutschen: Aufgewachsen in einer Hamburger Pfarrersfamilie, kam er als junger Leutnant an die Ostfront. Erschreckt vom täglichen Grauen des Krieges, plagten ihn bald Zweifel an der Richtigkeit der Führerbefehle. Er tat das einzig Richtige und wechselte zur Roten Armee über. Das Wesen des faschistischen Krieges begriff er aber erst genauer, als er eine Antifaschule besuchte und durch sie zum Nationalkomitee Freies Deutschland fand. In den letzten Wochen des Naziregimes erfolgte sein Einsatz als Frontbeauftragter mit einer 75köpfigen Gruppe deutscher Antifaschisten in der von der Roten Armee eingeschlossenen „Festung Breslau". Zur Gruppe gehörten auch Dr. Karl Köstler, heute Rentner in Potsdam, und Josef Wagner, denen Horst Vieth ein Beispiel an Mut und Tapferkeit war. Er kannte kein Nein, wenn es um die Erfüllung schwieriger Kampfaufgaben ging. Kurz vor der Kapitulation trafen ihn und Josef Wagner faschistische Kugeln. Horst Vieth wurde postum zum Oberleutnant und Josef Wagner zum Leutnant der Roten Armee befördert. Beide fanden ihre letzte Ruhestätte an der Seite sowjetischer Genossen. Oft schmücken Wrocławer Bürger auch die Gräber dieser aufrechten Deutschen mit frischen Blumen.

Gerhard Kunert, Erfurt

Die Moorsoldaten

Die Serie aus dem Buch des Schauspielers und Theater-Intendanten Wolfgang Langhoff las ich mit Interesse (FW 12 – 14/86). Er war ein großartiger Schauspieler, wobei sich mir seine Rolle im mehrteiligen Fernsehfilm „Wolf unter Wölfen" besonders eingeprägt hat. Die Erlebnisse in Gefängnissen und Lagern der faschistischen Diktatur bewegten mich sehr, besonders die Entstehung des schwermütigen und doch kampfstarken Moorsoldatenliedes, das die politischen Gefangenen im Lager miteinander enger verband und das ihnen Mut gab, auszuhalten.

Herta Vogt, Leipzig

Freiluftmuseum

Zu den Ehrengästen beim Jubiläum des Bukarester Dorfmuseums („Halbjahrhundert am Parksee", FW 15/86) gehört der verdiente vormalige Direktor Dr. Focsa. Es ist ein Erlebnis, mit ihm von Gehöft zu Gehöft zu gehen. So zeigt er einen einfach geschmiedeten Schlüssel, der wie ein bloßer Sperrhaken aussieht, sich aber als Sicherheitsschlüssel erweist. Ein ganzes Haus – das erkennt man unter seiner Führung – ist aus nur 25 massiven Eichenbrettern zusammengefügt, je zwei für eine Wand. Und vor dem Hof aus dem siebenbürgischen Tilişca erzählt Dr. Focsa von der Hirtenfamilie, die dort wohnte... und der Hausfrau, die sich jeden Abend ein Scheit Holz unter den Kopf legte, damit sie nicht zu bequem und damit zu lange schlief.

G. Meißner, Dessau

Potzblitz! – Postblitz!

Auch ich richte gern mein Kameraauge auf Kleinigkeiten (Leserfoto 14/86). Ist die Verbindung zwischen Tradition und Postschnellverkehr nicht gut gelungen! Ich sah das „Zunftzeichen" in Kaunas (Litauische SSR).

Inge Deppe, Trebus

„Konserviertes" vom Hausschwein

Haustier-Rückzüchtungen interessieren mich sehr („Stehhorn und Wühlschnauze", FW 15/86). Ich hätte gern gesehen, wie das Hausschwein vor 500 Jahren aussah, kann mir aber nicht so schnell eine Abbildung des Dürerschen Kupferstichs beschaffen...

Marie Lehmann, Leipzig

Hier haben Sie den „verlorenen Sohn", umgeben von einer ganzen Schweinefamilie (Ausschnitt). Dürers Grafik entstand um 1494.

Spielend lernen

Das interessante Sommerpreisrätsel (FW 14/86) hat mir über verschiedene Begriffe der Computer-Technik Aufschluß gegeben. Dieses kleine „Lexikon" bewahre ich auf.

Annerose Nehrettig, Sagar

Der Bildschirm war gerade richtig für Urlauber und Spielfreudige. Damit habt Ihr Euch etwas wirklich Kniffliges ausgedacht.

Wanda Rothbart, Damgarten

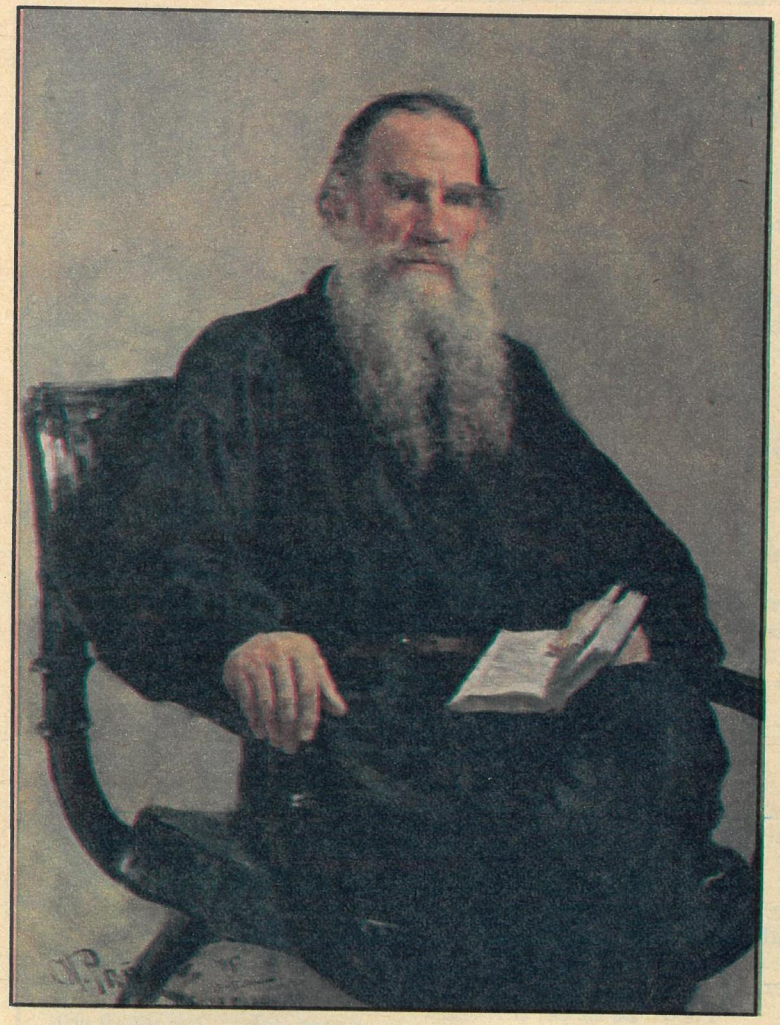
Das Rätsel hat viel Spaß gemacht. Ohne Numerierung der Anfangsbuchstaben wäre die Lösung schwieriger gewesen, aber auch spannender!

Peter Trägner, Gera

Ehrlich gesagt habe ich bisher der Computer-Angelegenheit entsprechend meinem Alter keine Aufmerksamkeit geschenkt. Ich dachte, das sei etwas für die jüngere Generation, und ich werde mit meinem bisherigen Wissen auch zu einem guten Lebensende kommen. Doch mit den verständlich dargestellten Begriffen ist es Ihnen gelungen, mich für den KC zu interessieren.

Liesel Laton, Wünsdorf

Die Gewinner unseres Sommerpreisrätsel 1986 veröffentlichen wir in Heft 20/86.



Und ob das Tolstoi war!

Der Meister und sein Werk in der Tretjakow-Galerie (1): Ilja Jefimowitsch Repin

1844 geboren im Gouvernement Charkow
Schüler, später Professor der Petersburger Akademie der Künste, Mitglied der Wanderer
1930 gestorben in Kuokkala, heute Repino bei Leningrad
Zu den Hauptwerken zählen: „Wolgatreidler", „Kreuzprozession im Kursker Gouvernement", „Verhaftung des Propagandisten", „Iwan Grosny und sein Sohn Iwan", „Die Saporosher Kosaken"

Ilja Repin malte seinen Freund Lew Tolstoi 1887 in Jasnaja Poljana. Schon 1884, im Jahr seiner Entstehung, sahen Zehntausende das Bild „Unerwartet". Es wurde mit der 12. Ausstellung der Genossenschaft zur Veranstaltung von Wanderausstellungen (Wanderer) in Petersburg, Moskau, Odessa, Charkow gezeigt.

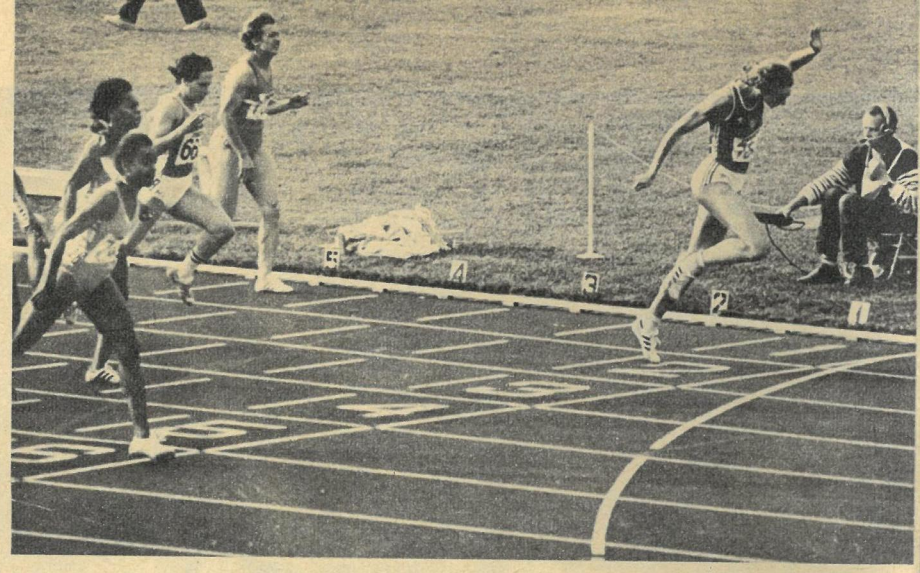
„Eines Abends, es war im Jahre 1880, kam zu mir in mein kleines Atelier in der Großen Trubny-Gasse in Moskau ein stämmiger Herr mit lang herabwallendem Bart und einem großen Schädel, angetan mit einem langen schwarzen Gehrock. Sollte das Tolstoi sein? Und ob er es war!“ Ilja Repin erinnerte sich stets lebhaft dieser ersten kurzen Begegnung. Aus ihr erwuchs eine schöpferische Freundschaft, die bis zum Tode Tolstois währte.

Repin betonte im Bildnis Tolstois das Einfache, Bäuerliche seiner Haltung, der äußeren und der inneren. Diese Züge erinnern an eine andere Repinsche Gestalt. Sechzehn Jahre zuvor hatte der Maler sie an der Wolga gefunden, in dem ehemaligen Popen Kanin. Er führt die Gruppe der „Wolgatreidler“ auf Repins berühmtem Gemälde an. Der Schriftsteller wie der Schiffsschlepper erschienen dem Künstler als Verkörperung der Weisheit des russischen Volkes. Das Bildnis des großen alten Mannes der russischen Literatur, gemalt von einem Großen der russischen realistischen Kunst, fand den Beifall Tretjakows und wurde Teil der von ihm angeregten Galerie „der besten Söhne des russischen Volkes“.

Zu diesen besten Söhnen gehört auch der unverhofft aus der Verbannung zurückgekehrte Volkstümler. Die Antwort auf seine bange Frage, wie die Familie ihn empfangen wird, ist an einer Vielzahl einfühlsam gestalteter menschlicher Regungen ablesbar. Repin hat den Schwebezustand zwischen Erstaunen, Erkennen und Begrüßen in seinem Gemälde „Unerwartet“ festgehalten. Porträts der Dichter Taras Schewtschenko und Andrej Nekrassow an der Wand des lichtdurchfluteten Zimmers zeigen: Seine Bewohner sind ihren fortschrittlichen Idealen treu geblieben. Repin wollte mit diesem Bild jenen Revolutionären ein Denkmal schaffen, deren Bewegung niedergeschlagen wurde, die ihr Leben, wenn auch noch vergeblich, für ein besseres Rußland eingesetzt hatten. Es entstand im Landhaus eines Bekannten bei Petersburg. Die Arbeit ging gut voran, wollte aber schließlich an der Hauptfigur scheitern. Weder eine junge Studentin, noch eine Frau mittleren Alters vermochten das Bild zu beleben. Schon wollte es Repin vernichten. Mit dem Freund und Kritiker Wladimir Stassow entspann sich eine monatelange Auseinandersetzung. „Malen Sie an Stelle der Frau einen Mann“, riet der. Es entstand ein Meisterwerk, das Stassow so charakterisierte: „Man sah, daß sich hier etwas Wichtiges, alle tief Berührendes vollzog… das ist historisch, das ist echte zeitgenössische Kunst.“

Gerhard Hallmann

Reproduktionen und Foto: VEB E. A. Seemann Verlag, Tretjakow-Galerie



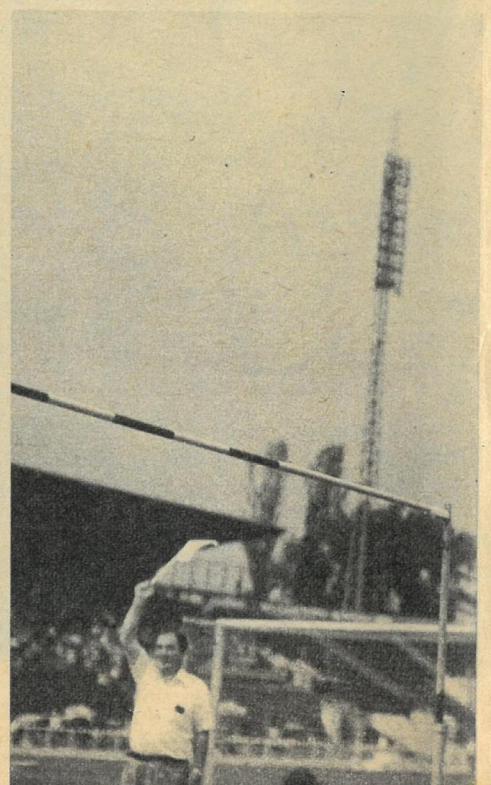
Der schnellste Frauen-Kurzsprint in der Geschichte des Leninstadions. Evelyn Ashford und Heike Drechsler laufen 10,91 s. Danach Schulterzucken: Und wer hat gewonnen?

Sportliche Imagepflege ist bei Evelyn Ashford wie Kosmetik für den ganzen Tag. Auch wenn die Sterne einmal nicht günstig stehen, was zu ihrem Leidwesen sogar bei einer Weltrekordlerin und Olympiasiegerin vorkommen soll, trägt sie ihr Motto unbehelligt hoch wie eine Fahne: Wer außer mir soll hier gewinnen? Daran hat sich auch nichts geändert, seitdem sie Mutter geworden und deshalb erst kürzlich nach anderthalbjähriger Abstinenz wieder in die Stadien zurückgekehrt ist. „Nur eines, scheint mir, ist etwas anders: Ich horche mehr in mich hinein als früher." In ihrem grenzenlosen Optimismus gibt es für sie keinen Widerspruch vor allem gegenüber der Meinung von Trainerin Pat Connolly, obwohl schon fast dreißig, sei sie besser als je zuvor – „ergo werde ich bei Olympia '88 auch siegen..."

Jüngst kam eine „Ausflüglerin" des Weges und trat im Moskauer Lushniki gegen die Ashford zum 100-m-Duell an. Dazu soll der aprilgeborene „Widder" aus Alt-Hollywood gesagt haben, daß er „diese Heike Drechsler auf Bahn 2" beim besten Willen nicht kenne und erst von seiner weitspringenden Teamgefährtin Carol Lewis erfuhr, wer das wohl sei. Woanders allerdings räumte Ashford ein, spätestens Heikes 200-m-Weltrekordeinstellung eine Woche zuvor und der von einem minimalen Zuviel an Rückenwind begleitete Osloer 10,80-s-Lauf über 100 m hätten sie mit der Nase darauf gestupst, sich den Namen der Jenaerin fürderhin gut zu merken. Und siehe da: An jenem Juliabend im Leninstadion fühlte sich Evelyn Ashford recht unwohl in der Rolle, eine ganze Weile warten zu müssen, bis sie erfuhr, ob sie gewonnen hatte oder nicht. Als ihr endlich das Zielfoto einen Millimetervorsprung gegenüber der zeitgleichen Weitsprung-Weltrekordlerin auswies, spendete sie sich selbst händeklatschend Beifall.

Für Heike Drechsler war die Moskauer Begegnung mit Evelyn Ashford so etwas wie der Pfiff zur (Saison-) Halbzeitpause. Da ihr Andreas im Fußballtor steht und sich des Daumendrückens seiner besseren Hälfte stets sicher sein kann, dürfen wir getrost in diesem Bild einmal bleiben. Nach den 10,91 s im 100-m-Rennen von Lushniki zog sich die Jenaerin frohgestimmt für ein paar Wochen in die Kabine zurück. Bis dahin war sie in der Welt-Leichtathletik „bester Mann" auf dem Platz: Doppelte Ausfertigung eines 7,45-m-Weltrekords im Weitsprung, im erst fünften 200-m-Lauf schon genauso schnell wie Marita Koch, nun auch noch fünfter Platz in der 100-m-Weltbestenliste aller Zeiten. „Ich war schon immer eine gute Sprinterin" – nur hatte das der Weitsprung etwas in Vergessenheit geraten lassen. Und hinter vorgehaltener Hand wird darüber debattiert, was wohl herauskommen würde, wenn sich dieser Tausendsassa Drechsler, der schon einmal Mehrkampf-Spartakiadesieger war, entschlösse, auch einmal im Siebenkampf anzutreten.

Ausgerechnet in dieser Disziplin hat eine Jungvermählte aus Übersee den seit Jahr und Tag regierenden Europäerinnen den Rang abgelaufen. Die Afroamerikanerin Jaqueline Joyner, nach der Hochzeit mit ihrem Trainer jetzt erstmals als Kersee-Joyner aufgetreten, hat nun schon zweimal jenseits der



Wenige Tage vor den Leichtathletik-Europameisterschaften ist zu registrieren, daß die Frauen bis jetzt die meisten Weltrekorde des Jahres aufgestellt haben. Und jeder war eine Attraktion für sich. Allein vier Damen, darunter drei Europäerinnen, brachten es auf neun Welthöchstleistungen, deren Besitzerinnen zudem noch den Anschein erwecken, als seien sie vorerst nicht zu entthronen.

Ein Quartett macht Furore

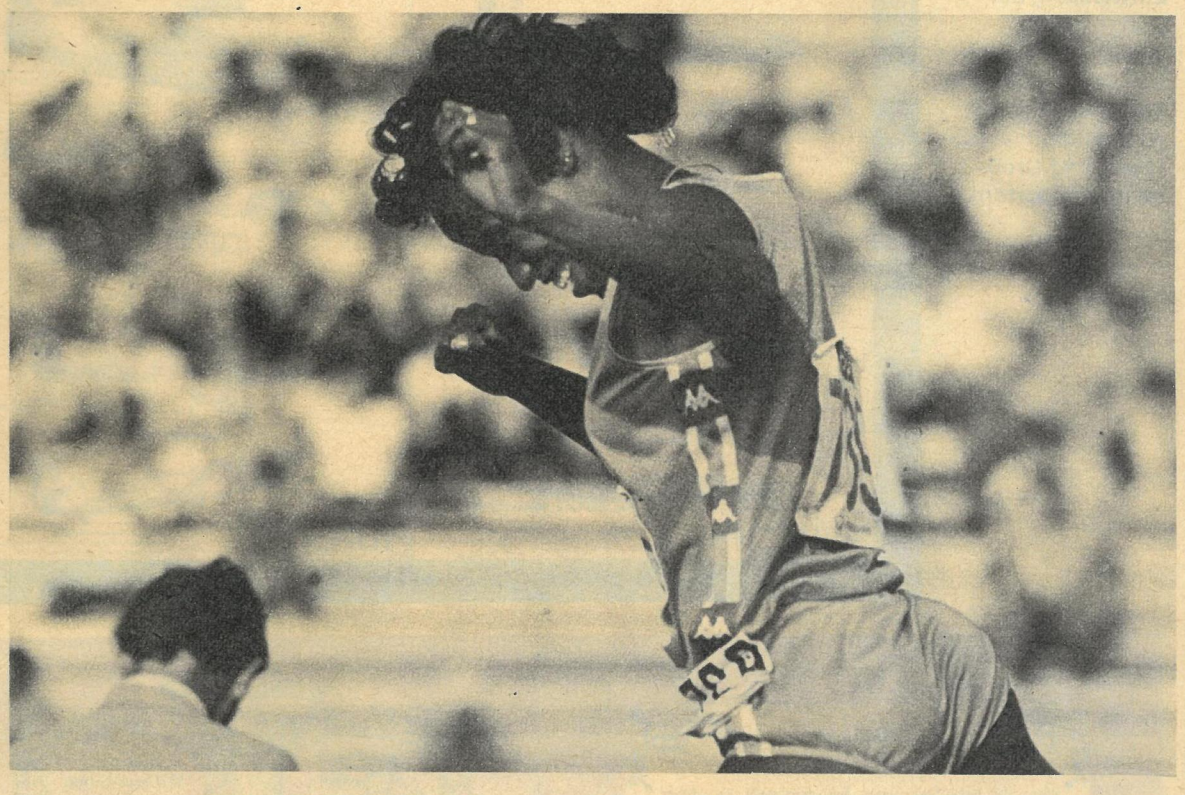
7000-Punkte-Grenze einen neuen Weltrekord markiert: Im hochsommerlichen Moskau waren es 7148, knapp vier Wochen später bei fast 40 Grad Hitze und unerträglicher Luftfeuchtigkeit in Houston nochmal 13 Zähler mehr. Um in diese Leistungsregionen vorzustoßen und sich dort zu halten, dazu bedarf es wohl solcher Vielseitigkeit, wie die Kersee sie besitzt: Landesrekordhalterin im Weitsprung (7,24 m), eine der besten US-amerikanischen 400-m-Hürdenläuferinnen, Mitglied des sogenannten All Star Teams im Universitäts-Basketball. Beim neuerlichen Weltrekord von Houston, wo sie die Zweitplazierte um mehr als 1000 Punkte distanzierte, war Kersee-Joyner im Kugelstoßen und Speerwerfen, über 200 und 800 Meter besser als je zuvor. „Dabei hatte ich gar keine Vorstellung, wie ich die 7148 Punkte vier Wochen nach Moskau noch hätte überbieten sollen. Der Auftakt mit 13,16 s im Hürdensprint war belemmert, also von einem Höhenflug nichts in Sicht. Aber plötzlich kam alles wie von selbst."

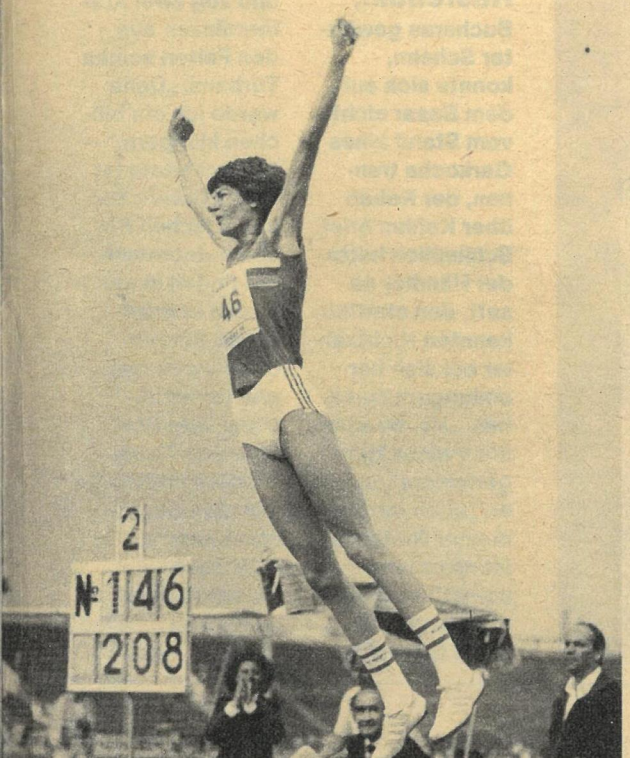
Zwei Weltrekorde binnen einer Woche waren das Gütezeichen der Hochspringerin Stefka Kostadinowa aus Plowdiw. Als sie am 31. Mai in Sofia mit 2,08 m nicht mehr Mitinhaberin, sondern Inhaberin der Welthöchstleistung wurde, servierte Bulgariens „Miss zwei Meter" noch ein paar ansonsten sehr rare Zutaten: „Nachdem ich die Anfangshöhe von 1,85 m sowie daraufhin auch die 1,90, 1,95 und 2,01 m schon im jeweils ersten Versuch gemeistert hatte, wollte ich 2,05 m auflegen lassen. Aber auf den Tribünen, wo ein Publikum saß, wie ich es noch nie erlebte, wurden lautstark die 2,08 m gefordert. Vielleicht auch deshalb, weil mich ein nahendes Gewitter später daran hätte hindern können. Ich ließ mir das nicht zweimal sagen. Also 2,08 m, und ich war schon beim insgesamt fünften Versuch am Weltrekord! Mir kam die Höhe teuflisch vor, doch irgendwie hatte ich das Gefühl, sie zu schaffen. Im ersten Anlauf riß ich die Latte noch mit der Ferse..."

Nun verstärkt sich der schönen Stefka Glaube, daß die Frauen noch in diesem Jahrhundert 2,15 m überspringen werden. „Das wird nicht heute passieren, auch nicht morgen, aber übermorgen. Ansonsten bleibe ich dabei, daß mir Siege noch lieber sind als Rekorde. Es muß herrlich und schön aufregend sein, Welt- oder Europameisterin oder gar Olympiasiegerin zu werden!"

Inmitten eines Pulks teilweise schon zweifach überrundeter Konkurrentinnen passierte die 30jährige Hausfrau Kristiansen (als Norwegens leichtathletisches Prachtexemplar „Mama Ingrid" genannt) das Ziel eines 10 000-m-Laufes, in dem sie mit 30:13,74 min fast so schnell war wie einst Nurmi in seinen besten Tagen. Anschließend setzte sie sich im Osloer Bisletstadion auf die Tribüne, sah Said Aouita bei dessen 10 000-m-„Erstlingswerk" 27:26,11 min rennen und hörte den aufgekratzten Marokkaner dann sagen, der 27:13,81-min-Weltrekord des Spaniers Mamede sei schwächer als schwach. Schon beim nächsten Mal werde er, derzeit bester Mittelstreckler der Welt, unter 27 Minuten bleiben. Worauf Ingrid Kristiansen mehr zu sich selbst sagte: „Wenn ich bei den Männern mitlaufen könnte, wäre ich schon schneller als Nurmi..." Woran es ihr seit kurzem über 5000 m (14:37,33) ebenfalls nur an geringfügigen 9,2 Sekunden mangelt.

Hans Richard Vollbrecht





Unterwegs siebenmal aus dem Häuschen, besteigt Jackie Kersee-Joyner den „Siebentausender" im Siebenkampf (oben rechts).

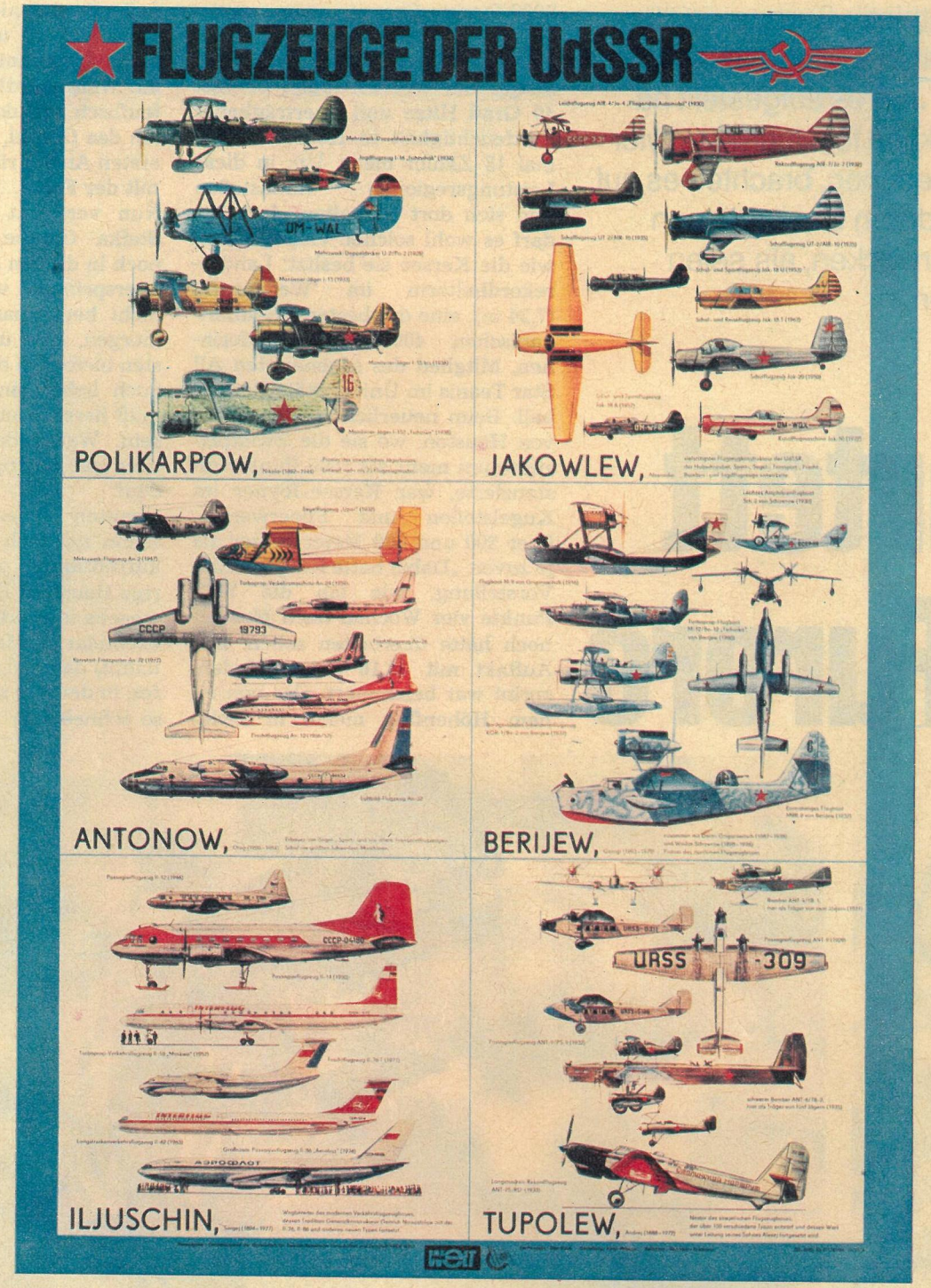
Längst überrundet, müssen alle noch weiterlaufen. Nur „Mama Ingrid" nicht, sie rennt Weltrekord (oben links).

„Ich ergab mich der Forderung des Publikums, 2,08 m auflegen zu lassen." So wird Stefka Kostadinowa erstmals alleinige Weltrekordlerin (links).

Fotos: Werner Schulze (2), Volkmar Billeb, Emil Mandscharow, ADN/ZB.

Ein Halbjahrhundert

... sowjetischer Luftfahrt auf einem Poster: Flugzeuge aus verschiedenen Schaffensperioden großer Konstrukteure der UdSSR auf einen Blick. Die unterschiedlichen ingenieurtechnischen Handschriften von Tupolew, Antonow, Iljuschin und Jakowlew werden auf mehreren Tableaus erkennbar. Das FW-Poster „Flugzeuge der UdSSR" veranschaulicht durch detailgetreue Farbgebung ein Schlüsselgebiet von Wissenschaft und Technik: über die beeindruckende Entwicklung der „Flüge der Sowjets" – vom leichten Segler und vom Sportflugzeug bis zu Interkontinental-Linern und Großraumtransportern.



Beim Imker von Dikanka

Wenn ihr, liebe Leute, mich besuchen wollt, so schlagt geradewegs die Poststraße nach Dikanka ein ... Fragt nur den ersten besten Jungen, der euch entgegenkommt und in einem beschmierten Hemd Gänse hütet: „Wo wohnt denn hier der Imker Panko Rotfuchs?" – Doch ich bitte euch, legt die Hände nicht gar so sehr auf den Rücken und spielt euch nicht gar zu sehr auf, wie man so sagt, denn die Wege in unseren Weilern sind nicht so eben wie die Straßen vor euren riesengroßen Häusern ...

Dafür bekommt ihr aber auch, wenn ihr mich besuchen solltet, Melonen vorgesetzt, wie ihr sie wahrscheinlich euer Lebtag noch nicht gesehen habt; und was erst den Honig anbelangt, so schwöre ich bei Gott, einen besseren werdet ihr in den anderen Weilern nicht finden. Stellt euch vor: Sobald man die Waben hereinbringt, verbreitet sich im ganzen Zimmer ein Duft – ich kann gar nicht beschreiben, was für einer, so klar wie eine Träne oder ein teurer Kristall, wie man ihn in Ohrringen findet.

Und was für Pasteten euch meine Alte anbieten wird! Wenn ihr nur wüßtet, was das für Pasteten sind – Zucker, der reinste Zucker! Und die Butter, die fließt einem geradezu das Kinn hinunter, wenn man hineinbeißt. Da kommt einem tatsächlich der Gedanke: Was diese Weiber doch alles können! Habt ihr, liebe Leute, schon irgendwann einmal Birnenkwaß mit Schlehen oder Branntwein mit Rosinen und Pflaumen getrunken? Oder schon einmal Gelegenheit gehabt, Hirsebrei mit Milch zu essen? Herrgott im Himmel, was es auf der Welt alles für Gerichte gibt! Wenn man einmal von ihnen kostet, dann kann man einfach nicht mehr aufhören ...

Nikolai Gogol

Vorrede zu „Abende auf dem Weiler bei Dikanka"

Nasreddin,

Bucharas gewitzter Schelm, konnte sich auf dem Basar nicht vom Stand eines Garkochs trennen, der Kebab über Kohlen briet. Schließlich hatte der Händler es satt, den stadtbekannten Nichtzahler bei sich herumlungern zu sehen. „He, du Stiefsohn eines Hungerleiders", sagte er, „auch der Duft meiner Bratwurst ist nicht umsonst." – „Einverstanden", erwiderte Nasreddin und zog zwei Kupfermünzen aus den Falten seines Turbans. „Dafür werde ich ein bißchen klimpern." – Die Anekdote ist dem Beiwerk zur usbekischen Küche entnommen. Sie finden in unserem kulinarischen Sonderdruck noch mancherlei Nützliches, zum Beispiel aus Großmutters Merkheft, wie man Sauerkraut herstellt oder auch Borschtschgeheimnisse ... Alles in allem – eine

Wir freuen uns auf Ihren Besuch am 29. August 1986 von 8 bis 19 Uhr auf dem Berliner Alexanderplatz vor dem CENTRUM-Warenhaus!

Solidaritätstombola

Wie in jedem Jahr bereiten wir mit Ihnen gemeinsam, liebe Leser, die große Solidaritätsaktion der Berliner Journalisten auf dem Alexanderplatz am 29. August 1986 vor. Wir bieten Ihnen zum Mitmachen für alt und jung, groß und klein unsere FREIE WELT-Solidaritätstombola. Wir denken dabei besonders an alle, die uns nicht an unserem Verkaufsstand auf dem Alex besuchen können. Wir wußten, daß wir auf Sie zählen können! Bis jetzt haben sich an die 1200 Leser mit Geldüberweisungen und Sachspenden beteiligt. Machen Sie weiter mit, damit wir die Zahl von 1899 Beteiligten im August 1985 überbieten und ein noch besseres Ergebnis erzielen!

Das alles können Sie gewinnen:

Erster Preis – 1000 Mark
Zweiter Preis – 750 Mark
Dritter Preis – 500 Mark
Fünfmal 100 Mark, zehnmal 50 Mark, dreißig Büchergutscheine à 25 Mark.

So können Sie teilnehmen:

Bitte überweisen Sie einen Geldbetrag von **mindestens 2 Mark** auf das
Postscheckkonto Berlin
7199-68-17717
Kennwort: FREIE WELT-Solidarität 1986
Kleben Sie bitte den Einzahlungsbeleg auf eine Postkarte, schreiben Sie unbedingt auch hier das Kennwort dazu und schikken Sie die Karte an:
Redaktion FREIE WELT
Postfach 9
Berlin
1056

oder schicken Sie uns eine Spende für unser Verkaufsangebot am FREIE WELT-Stand auf dem Alex: Souvenirs, Handarbeiten, Bücher... Adressieren Sie Ihre Sendung an:
Redaktion FREIE WELT
Postfach 9
Berlin
1056

Jeder Einzahlungsbeleg über mindestens 2 Mark und **jede** Sendung mit einer oder mehreren Spenden zum Verkauf kommen in die Tombola.

Übrigens:

Alle Leser können sich am 29. August 1986 von 8 bis 19 Uhr direkt an unserem Stand noch an der Tombola beteiligen und ihre Geld- oder Sachspende bei uns abgeben. Das ist dann die letzte Chance, am 1. September einen der 48 Preise zu gewinnen.

Wir sind dabei!

Mit Eifer und Hingabe beteiligen sich viele Kumpel des Harbker Braunkohlentagebaus an Ihrer Solidaritätsaktion. Das ist für uns Klassenpflicht und Herzenssache. Wir führen ein Leben in Glück und Frieden und wollen alles daransetzen, damit es auch in Zukunft so bleibt. Unsere symbolische Grubenlampe soll das bezeugen.

DSF-Grundeinheit,
Braunkohlenkombinat Bitterfeld,
Betriebsteil Harbke

Vielen Dank! Wir haben inzwischen auch auf vielen Einzahlungsbelegen „Harbke" gelesen.

Seit meiner frühesten Kindheit gehört Solidarität zu meinem Leben. Ich möchte mit meinem Beitrag die journalistische Arbeit in den Ländern, die unsere Hilfe bitter nötig haben, unterstützen.

Gertraude Handwerk, Freiberg

Wir haben zwei kleine Kinder und wissen es sehr zu schätzen, daß sie im Frieden aufwachsen. Damit das allen Kindern in der Welt ermöglicht wird, dazu soll unsere Spende beitragen.

Familie Mentzel, Suhl

Es ist grausam, was täglich in Südafrika, Nikaragua, Chile und anderswo geschieht. Millionen Menschen stehen im gerechten Freiheitskampf gegen koloniale Unterdrückung, für nationale Unabhängigkeit. Dafür unser Beitrag.

Oskar Wiesche, Bad Dürrenberg

Unser Dank gilt allen Lesern, die unsere Aktion mit Wort und Tat unterstützen. Täglich bringt die Post neue Sendungen. Wir bitten herzlich um Verständnis, daß wir nicht alle Namen nennen können!

Auf ein Wort, liebe Leser, auf ein Sprichwort sozusagen: Seit zehn Jahren veröffentlicht FREIE WELT in der Sammelserie „Völkerschaften der UdSSR" stets auch Sprichwörter des vorgestellten Volkes. Besonders reizvoll ist die Bildhaftigkeit vieler Spruchweisheiten, in denen gleiche Erfahrungen in anderen Bildern ausgedrückt werden. Heißt es bei uns „Was du heute kannst besorgen, das verschiebe nicht auf morgen", so sagen die Lesginer „Lade die Arbeit von heute nicht auf das Kamel von morgen". Meinen wir „Man kann nicht auf zwei Hochzeiten zugleich tanzen", so sagen die Karakalpaken „Zwei Hammelköpfe lassen sich nicht in einem Topfe kochen". Vorbemerkungen zu unserem Sonderdruck mit 111 Sprichwörtern kleiner Völker der Sowjetunion, ebenfalls gemeinsam herausgegeben mit dem Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft, zusammengestellt von Gisela Reller, illustriert von Karl Fischer.

Die gemütliche „Kaffeewärmerin" spendete unsere 81jährige Leserin Hella Türk aus Berlin – und dazu 100 Mark!

Reise, aber nicht mit dem Finger auf der Landkarte, sondern mit der Nase durch vielerlei Wohlgerüche aus Pfanne und Topf der Küchen in der UdSSR, herausgegeben gemeinsam mit dem Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft, zusammengestellt von Hans Frosch.

Unser Verkaufsangebot

- Aufblasbares Kinderspielzeug aus Moskau wie Telefone und lustige Tiere
- „Flugzeuge der UdSSR" – ein farbiges Poster
- „Dein Freund ist dein Spiegel" – ein Sonderdruck mit 111 Sprichwörtern kleiner Völker der Sowjetunion
- „Gebügeltes Huhn und Teuflische Würze" – ein Sonderdruck mit mehr als hundert Rezepten aus den Nationalküchen der Sowjetunion
- Dreifuß-Schalen und anderes vom VEB Sachsenglas Schwepnitz
- Farbige Reiseposter und -prospekte in reicher Motivauswahl
- Souvenirs aus der Sowjetunion, gespendet vom Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft
- Zarte Handarbeiten und Praktisches aus Garn und Wolle, Reiseandenken sowie Bücher, Bücher, Bücher – gespendet von unseren Lesern
- Frische Piroggen aus der Patisserie des Interhotels „Stadt Berlin" – wie immer gegen Mittag
- Lose der Internationalen Solidaritätslotterie des IOJ 1986 mit vielen Sofortgewinnen und weiteren Gewinnchancen

Ganz auf der Höhe sind die Damen und Herren im klassischen Anzug: auf dem Dach des Moskauer „Hauses der Mode" am Prospekt Mira. Slawa Saizew, künstlerischer Leiter, stellt uns hier oben seine neue Herbstkollektion vor.

Strenge in grauem Flanell und Tweed. Der Hosenanzug gehört zum Standard der klassischen Damengarderobe.

+++ Klassik mit Klasse +++ lässig-

Elegante weiße Mäntel in Trapezform, dezent und doch zum Auffallen unbedingt geeignet.

korrekt +++ bequem- elegant +++

Die schottisch karierten Kostüme der Damen bestechen durch ihre schlichte Silhouette, die Tweedjacken der Herren durch korrekte Lässigkeit.

Es will wohl nicht gerade der Mode aufs Dach steigen oder ihr gar auf dem Kopf herumtanzen, wer sich gern klassisch gibt. Laut, tollkühn, ungestüm und über die Stränge schlagend – ganz so, wie man es von ihr erwartet – gebärdet sich oft genug die Modeavantgarde. Doch verausgabt sie sich mit ihrer Heftigkeit nur allzubald und ist morgen bloß noch der vorletzte Schrei. Die Modeklassik schreit nie. Als das Maßvolle, Vollkommene, Seriöse hat sie es lieber etwas leiser, nobler, gedämpfter. Und ist alles andere als artig, langweilig, farblos. Bei manchem steht sie allerdings im Ruf, ein wenig konventionell und statisch zu sein. Sehr zu Unrecht, wie Slawa Saizew seit Jahr und Tag beweist. Welchen modischen Tendenzen auch immer er sich als Gestalter annahm, die Klassik als eines seiner Lieblingsthemen hat ihn stets begleitet. Saizews klassische Anzüge haben durch die Jahre Charakter gezeigt, beständig, zeitlos und doch immer wieder anders, immer wieder neu. Jedenfalls auf der Höhe, was den Fotoschauplatz über Moskaus Dächern rechtfertigt.

Slawa Saizews Angebote für den kommenden Herbst bleiben beim Bewährten, was die von der klassischen Mode bevorzugten Stoffe be-

Breite Schultern, große Revers, große Knöpfe – übersichtlich ist das Komplet mit siebenachtellangem Mantel.

Fast obligatorisch für die klassische Mode ist der Trenchcoat – hier zweireihig und mit Raglanärmel für den Herrn.

Mit dem schmalen schwarzen Rock – glatt oder mit raffinierten Details – ist man überall gut angezogen.

So streng ist die klassische Mode nicht, daß sie nicht erlaubte, Hemden lang unter der Weste hervorhängen zu lassen.

trifft: Flanell, Tweed, Homespun, schottisch kariert oder uni. Schwarz, Weiß und Grau sind die Favoriten unter den Farben. Strenge Krawatten, Herrenhüte und üppige Schaumperlenketten schmücken die Damen. Saizew nimmt seinen Modellen alles Steife, ihre Weite gestattet bei aller Perfektion Bequemlichkeit, Lässigkeit und Bewegungsfreiheit. Große Revers, große Knöpfe und glatte Flächen sorgen für Übersichtlichkeit und lassen Platz für die ganz individuellen witzigen oder vornehmen Schmuckideen. So angezogen, ist gut durch den Herbst kommen und ganz sicher auch durch den im nächsten Jahr und im übernächsten, ohne befürchten zu müssen, von gestern zu sein. Klassische Herbstzeitlose.

Constanze Treuber (Text)
Wladislaw Loktew (Fotos)

Im nächsten Heft:

Eine Frau, von der man spricht

Natalia Gellert, Sowjetdeutsche, zu Hause in einem Neulandsowchos in der Steppe Kasachstans. Wie verbindet sie ihre Arbeit als Traktoristin und Mutter mit den Aufgaben einer Abgeordneten und Kandidatin des ZK der KPdSU? FREIE WELT-Reporter waren drei Tage an ihrer Seite.

Foto: D. Christel

„Schirmherr der Künste"

So nannte Lenin Anatoli Lunatscharski. Der erste Volkskommissar für Bildungswesen hinterließ Aufzeichnungen, die uns in die bewegten Jahre zurückversetzen, die der Oktoberrevolution 1917 vorangingen und die ihr folgten.

Wie funktioniert das Gedächtnis?

Über 100 Milliarden Nervenzellen bilden die Bausteine des Gehirns. Wie arbeiten sie? Institute in der Sowjetunion und der DDR sind auf den Spuren der „kleinen grauen Zellen".

Die „Auferstehung" des Josef Schwejk

Den braven Soldaten Hašeks – wer kennt d e n nicht? Aber wissen Sie auch, daß es im böhmischen Karlovy Vary einen Mann gibt, der sich – melde gehorsamst – ebenfalls Schwejk, Josef nennt und herich mit Hunden handelt? Im nächsten Heft lernen Sie ihn kennen, den Schwejk vom Jahrgang 1950.

Foto: D. Christel

Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.

FREIE WELT

Korallen vor Kuba (5)

Buschförmige HORNKORALLEN

Nirgends sind Hornkorallen häufiger als in den westindischen Meeren und eben auch in den Riffen vor Kuba. Man erkennt sie leicht an ihren elastischen, zugfesten, bis meterhohen Kolonien, die meist ein buschförmiges Aussehen haben und Pflanzen ähnlicher sind als Tieren. Doch diese „Zweige" beherbergen tierische Lebewesen: Tausende von Korallenpolypen, die im Zellgewebe eingelassene Vertiefungen oder kelchartige Näpfchen bewohnen. Das Gewebe wird durch zahllose Kalknadeln gestützt, die – mit ihren rauhen Oberflächen und wirteligen Fortsätzen ineinander verhakt – den Tierstock festigen. Dessen Hauptstütze aber bildet ein inneres Achsenskelett aus hornartiger Substanz, das ihm sowohl Widerstandskraft als auch Biegsamkeit verleiht.

Hornkorallen mit ihrem buschigen Wuchs, den biegsamen „Zweigen", der borkigen „Rinde", der „Haftwurzel" sind angeschwemmtem Strauchwerk so ähnlich, daß die alten Griechen sie als Pflanzen klassifizierten. Das blieb die unverrückbare Lehrmeinung, 2000 Jahre lang. Allerdings deuteten im 17. Jahrhundert einige Wissenschaftler die Skelette der Steinkorallen als aus dem Meerwasser kristallisierte Minerale (was ja im Stofflichen – von der organischen Entstehung abgesehen – durchaus zutrifft). Endlich, man schrieb das Jahr 1707, entdeckte Signore Marsigli an Roten Korallen die Polypen, hielt sie für Blüten und „bestätigte" den Pflanzencharakter. Später beobachtete Monsieur le docteur de Peyssonnel, daß sich diese „Blüten" bei Berührung in die Öffnungen im „Stamm" zurückzogen sowie Beutetiere fingen und verschlangen. Das können nur Tiere, sagte er sich, und sandte seine Beobachtungen an den Präsidenten der französischen Akademie, den berühmten Professor Réaumur. Dieser aber hielt die Schlußfolgerungen für allzu kühn und ließ das Manuskript im Tischkasten verschwinden, um „den Verfasser nicht zu blamieren". So vergingen Jahre; erst 1753 wurde die Arbeit, die den Korallen zu ihrer rechtmäßigen Stellung im Tierreich verhalf, stark gekürzt in einer englischen Zeitschrift abgedruckt – trotz des geringen Umfangs eine der bedeutsamsten Leistungen der Biologie des 18. Jahrhunderts.

Text und Fotos: Dr. Dietrich Kühlmann

Oben: Eunicea laxispica (LAMARCK, 1815), eine verzweigte Hornkoralle mit expandierten Polypen auf einem Felsvorsprung. – Unten: Pseudoterogorgia americana (GMELIN, 1791), eine im kubanischen Felslitoral häufige Hornkoralle mit fiederzeilig angeordneten Nebenästen. Ringsum bewachsen kleine braune, röhrenartige Schwämme den Grund. – Hornkorallen bevorzugen das mäßig bis wenig bewegte, sehr klare Wasser vor dem Außenhang der Riffe in drei bis zehn Meter Tiefe; dort gedeihen dichte, aus verschiedenen Arten zusammengesetzte Bestände. Die in diese Korallen eingelagerten Kalknadeln werden nach Absterben der Stöcke mit im Riffgestein verbacken.

UNSERE FRAGE: Nennen Sie mindestens drei Tierarten, die im Schutze des „Korallendickichts" leben! – Ihre Antwort bitte auf Postkarte mit der Marke „Korallen (5)" bis 2. September an FREIE WELT, Postfach 10, Berlin, 1056. Auflösung in Heft 19.